

Beiträge zur Geschichte der Pharmazie

Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie · International Society for the History of Pharmacy

ISSN 0341-0099

37. Jahrgang 1985 · Band 31 · Nr. 26/27

Beilage der Deutschen Apotheker Zeitung

Leitung: Dr. Paul-Hermann Berges

Wolfgang-Hagen Hein 65 Jahre alt

Professor Wolfgang Schneider hat zum 50. und 60., und auch ich habe schon zum 60. Geburtstag Professor Dr. Wolfgang-Hagen Heins eine Laudatio geschrieben. Vieles aus seinem Leben und besonders über seine Arbeiten ist darin bereits hervorgehoben. Jedesmal wurden ihm noch viele arbeitsame Jahre gewünscht. Daß es ihm in den letzten fünf Jahren erneut gelungen ist, vieles auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte zu leisten, wird aus dem folgenden, sicherlich unvollständigen Überblick deutlich.

Gemeinsam haben wir in dieser Zeit zwei Arbeiten veröffentlicht: das Buch über die Apotheke in der Buchmalerei

und einen Artikel über die Apothekengefäße der Durlacher Fayencefabrik. Darüber hinaus erschienen von Professor Hein noch acht weitere Publikationen und zusätzlich noch fünf Apotheker-Kalender. Man ersieht hieraus, daß sein ikonographisches Interesse anhaltend weiterlebt. Doch auch andere Themen fesseln ihn, wie etwa in seinem englischsprachigen Vortrag während des Kongresses in Washington 1983 über die Geschichte der Curare-Forschung.

Wenn man dann noch erfährt, daß sein großes Buch über Alexander von Humboldt vor kurzer Zeit fertiggestellt wurde, dann staunt man, was Wolf-

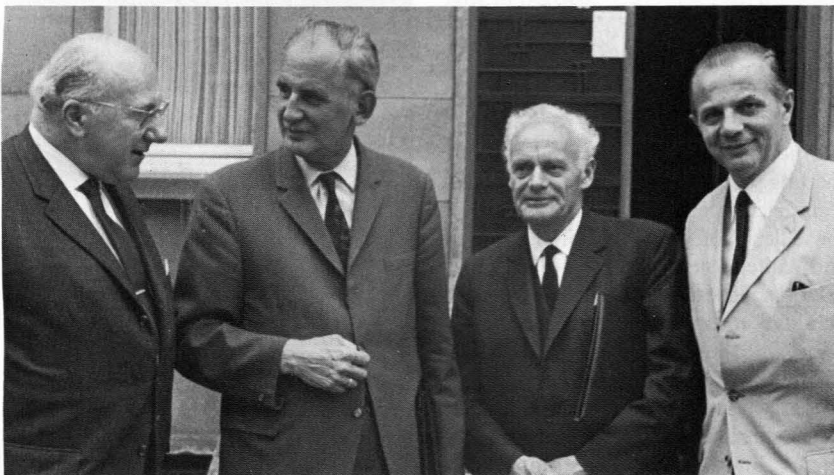
gang-Hagen Hein in diesen fünf Jahren geschafft hat.

Aber es gibt noch mehr! Den Vorsitz der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie hat er aufgegeben, um sich der Arbeit als Herausgeber der Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie intensiver widmen zu können. So sind nicht weniger als sechs Bände in diesen fünf Jahren erschienen, unter ihnen die Vortragsbände der Kongresse in Basel und Budapest – wie alle Sammelbände mit sehr viel Arbeit verbunden.

In vielen weiteren Funktionen hat Hein der Pharmaziegeschichte gedient, etwa als Vizepräsident der Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie, im Vorstand der Heidelberger Deutschen Apotheken Museum-Stiftung, als Veranstalter des Frankfurter Abends, als Lehrbeauftragter usw.

Seine Verdienste wurden natürlich durch Ehrungen belohnt: 1959 mit der Schelenz-Plakette, 1980 mit der Winkler-Plakette, 1982 mit der Ehrenmitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und 1984 mit der der Ungarischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin.

Und die Zukunft? Natürlich hoffen wir alle, daß er noch lange Jahre im Kreise seiner Familie in guter Gesundheit weiterarbeiten darf. Geplant hat er nämlich schon einiges, wie eine Reihe von Artikeln über die deutschen Apothekenfayencen – als Ergänzung unseres

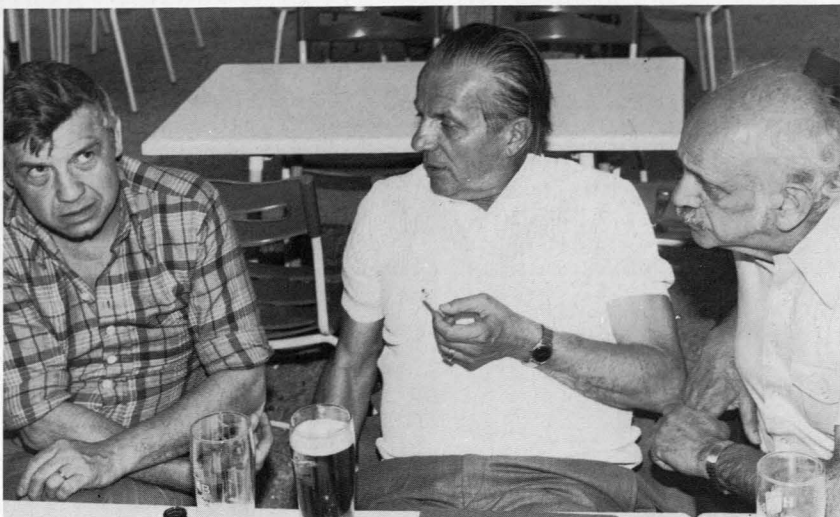


Sie zählen heute zu den verdienstvollen Mitgliedern der IGGP: Herbert Hügel, Riedstadt, Dr. D. A. Wittop Koning, Amsterdam, Dr. A. Lutz, Basel, und Prof. Dr. W.-H. Hein, Frankfurt-Zeilshaus (hier während des IGGP-Kongresses 1969 in Luxemburg). Foto: Wankmüller.

gemeinsamen Buches – und in der gleichen Reihe der Monographien zur Pharmazeutischen Kulturgeschichte einen neuen Band über Apothekenketten.

Auf die Frage nach den schönsten Momenten, die wir zusammen verbrachten, möchte ich das akribische Durchforsten von Museen und deren Depots nennen, wie z. B. die ungarischen Museen und die Smithsonian Institution in Washington. Hoffentlich gibt es in den kommenden Jahren weitere derartige Möglichkeiten während der internationalen Kongresse in Spanien und Norwegen.

Mit den besten Wünschen zu
Deinem Geburtstag
Dein Dirk Arnold Wittop Koning,
Amsterdam



Ist stets auf fruchtbare Gespräche bedacht: Professor W.-H. Hein (M.) während des IGGP-Kongresses in Innsbruck 1977. Hier mit Bernhard Mattelaer, Kortrijk, und Professor David L. Cowen, Jamesburg.

Nicht nur als Autor geschätzt

Ein paar Anmerkungen zum 65. Geburtstag von Wolfgang-Hagen Hein

Zuerst begegnete mir der Name Wolfgang-Hagen Hein in heiterem Zusammenhang und dazu in einer positiven Farbigkeit, die bei späterem Kennenlernen zunehmend an Leuchtkraft gewann. „Die Pharmazie in der Karikatur“ heißt diese erste Begegnung und ist ein von Hein 1967 herausgegebener Band voller witziger, böser und bissiger Zeichnungen zum Thema Apotheker-Apotheke-Arzneimittel. Hier hat der Apotheker seinen Auftritt ohne Pathos, stets durchschaubar; bezeichnend für den Herausgeber, den ich erst später, 1971 beim IGGP-Kongreß in Paris, kennenlernte.



Professor Hein in typischer Diskussionshaltung (hier während der DGGP-Jahrestagung 1980 in Lemgo).

Bereits dort fiel auf, daß sich der am 7. Februar 1920 in Halle/Saale als Sohn eines Apothekers geborene W.-H. Hein selbst nicht zu wichtig nahm, den Blick fürs Wesentliche hatte und alle Fragen mit einer wohlthuenden Pragmatik anging.

Wenn er sich nicht mit verschmitztem Augenzwinkern äußert, braucht sein Gesprächspartner nicht zwischen den Zeilen zu lesen: Seine oft entwaffnende Ehrlichkeit läßt nichts unausgesprochen und hat ihm sicherlich nicht nur Freunde beschert.

Vor neun Jahren hat Wolfgang-Hagen Hein für seine Freunde ein Bändlein mit dem schlichten Titel „Begegnungen“ verfaßt. In ihm findet der Leser einiges zu den weitgesteckten Interessen des Autors: Schon in seinem aufgeschlossenen Elternhaus trifft er mit Persönlichkeiten wie dem Botaniker und Goethe-Forscher Günther Schmid zusammen und erfährt eine weitere Bereicherung seines Lebens durch spätere Begegnungen, wie etwa mit Erhart Kästner sowie den Professoren Rudolph Zaunick und Walter Artelt.

Und so ist es nicht weiter verwunderlich, daß er nach Studium und Promotion (1948) in München recht bald die Pharmaziegeschichte entdeckt, sie besonders unter kulturhistorischen Aspekten sieht und sie zum Inhalt zahlreicher Buch- und Zeitschriften-Veröffentlichungen macht. Heute gilt er als der Kenner pharmazeutischer Abbildungen und Gerätschaften; Taxen und

Biographien zählen ebenfalls hierher. Darüber hinaus erweitert und pflegt er nicht nur seine wertvolle Alexander von Humboldt-Sammlung, sondern tritt bald auch mit einer umfangreichen Humboldt-Monographie in die Öffentlichkeit.



Wie ihn viele kennen: Wolfgang-Hagen Hein in „aufgeräumter“ Stimmung (IGGP-Kongreß in Budapest 1981). 3 Fotos: phb.

Da es die Bequemlichkeitsformel „ohne-mich“ für W.-H. Hein nicht gibt, hat er sich u. a. viele Jahre lang stark für die Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (IGGP) bzw. die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (DGGP) engagiert.

Beispielsweise als Redakteur der Veröffentlichungen der IGGP (seit 1970), als Vorsitzender der DGGP (1969–1980), der die Jahrestagungen mit hohem Vortragsniveau durchführte, und nicht zuletzt als Organisator des sogenannten Frankfurter Abends (seit 1967) – den bereits legendären Vortragsveranstaltungen der Landesgruppe Hessen in der DGGP. Hermann-Schelenz-, Ludwig-Winkler-Plakette (1959 bzw. 1980) sowie Ehrenmitgliedschaft der DGGP

(1982) mögen als äußere Zeichen seiner Verdienste dastehen.

1960 wurde Dr. Hein Lehrbeauftragter für Geschichte der Pharmazie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und ist seit 1970 dort Honorarprofessor.

Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Wolfgang-Hagen Hein hauptberuflich zunächst Geschäftsführer der Stada (1952–1962) war und seit 1963 eine eigene Apotheke betreibt,

dürfte die Frage berechtigt sein, wie solche Aktivitäten überhaupt möglich sind. Lassen Sie mich spekulieren: Aus Liebe an der Sache, mit Disziplin und durch unermüdlichen Fleiß.

Völlig eigennützig wünsche ich Professor Hein, der auch Autor der Beiträge zur Geschichte der Pharmazie ist, in diesem Sinne noch viele gesunde Jahre.

Paul-Hermann Berges

Die pharmazeutische Industrie in Ungarn von 1867 bis 1927

Von Károly Zalai, Budapest*

Die Arzneimittelforschung und die industrielle Herstellung von Arzneimitteln haben in Ungarn eine bedeutende Tradition. Chemie und Medizin haben einander bald getroffen, und die experimentelle Pharmakologie entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem selbständigen Wissenschaftszweig. Die Forschung begann in den chemischen und pharmakologischen Universitätsinstituten, Kliniken und sogar auch in einigen Apotheken. So entdeckten der Apotheker Rozsnyay das Chinintannat und der Apotheker Stankay das Tannalbin; Professor Vámosy erkannte die laxative Wirkung des Phenolphthaleins (Purgo) und die lokalanästhetische Wirkung des Trichlorisobutylalkohols (Aneson).

Anregungen zur Realisierung der industriellen Produktion von Arzneimitteln fanden schon relativ früh statt. Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben einige ungarische Apotheker die wissenschaftlich-technische Entwicklung und deren Einflüsse auf die Veränderungen der Produktionsverhältnisse erkannt. Erster „Bahnbrecher“ war Dániel Wagner, geboren 1800 in Breznobánya; er studierte Pharmazie in Pest, promovierte als „doctor Chemiae“ 1825 an der Wiener Universität (Abb. 1) und eröffnete 1834 in Pest seine „Nádor-Palatin-Apotheke“, wo gleichzeitig ein chemisch-präparatives Laboratorium eingerichtet wurde. Wagner war von der Wichtigkeit der indu-

striellen Produktion von Arzneimitteln überzeugt, und so schlug er 1839 die Gründung einer Arzneimittelfabrik vor.

Das erste Arzneimittelwerk wurde aber erst 1867 als „Ungarische Pharmazeutische und Technisch-Chemische Central-Anstalt“ gegründet. Im Verwaltungsrat saßen berühmte Professoren der medizinischen Fakultät, wie z. B. Dr. Wagner, und Apotheker des ganzen Landes. Die Aktien waren zweisprachig ausgegeben worden: in ungarisch und deutsch, mit 200 Gulden österreichische Währung, versehen mit Coupons bis 1892. Uns liegt die Aktie Nr. 435 vor, deren Inhaber Ferenc Holmik, Apothekeninhaber in Siklós (Südungarn) war (Abb. 2). Der Aufgabenkreis des Unternehmens war die Herstellung chemischer und galenischer Präparate sowie Reagenzien. Aus wirtschaftlichen Gründen war das erste ungarische Arzneimittelwerk nur 10 Jahre lang in Betrieb.

Die industrielle Entwicklung war jedoch nicht aufzuhalten. Besonders um die Jahrhundertwende sind weitere Industrieunternehmen – meistens aus Apothekenlaboratorien hervorgehend oder durch Initiative von Apothekern – gegründet worden. Am erfolgreichsten waren folgende ins Handelsregister eingetragene:

- 1901 Firma Gedeon Richter, Budapest;
- 1905 Galen Arznei- und Chemikalien-Werk, Budapest;
- 1910 Alka Chemische Fabrik (später Chinoin), Budapest;
- 1912 Fabrik Dr. Wander AG, Budapest;
- 1912 Phylaxia AG für Serumproduktion, Budapest;

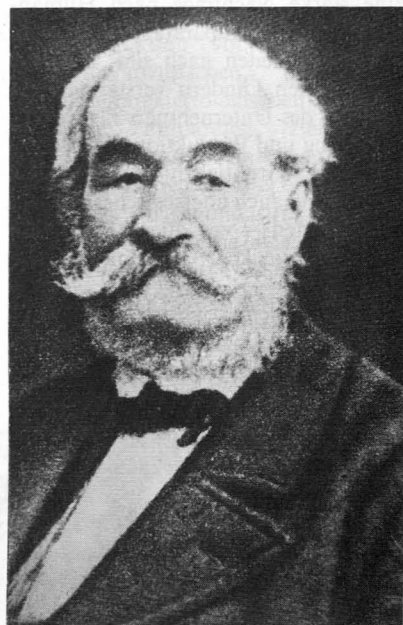


Abb. 1: Der Apotheker Dr. Dániel Wagner schlug bereits 1839 die Gründung einer Arzneimittelfabrik vor.

- 1912 Rex Pharmazeutisch-chemische Fabrik, Debrecen;
- 1912 Alkaloide Chemische Fabrik, Büdszentmihly.

Firma Gedeon Richter

Apotheker Gedeon Richter (1872 bis 1944) war der Gründer der ersten beständig tätigen ungarischen pharmazeutischen Fabrik. Richter absolvierte seine pharmazeutischen Studien an der Pester Universität und machte dann eine Studienreise nach Deutschland, England, Frankreich und Italien. Zurückgekehrt kaufte er die „Adler-

* Herrn Prof. Dr. W.-H. Hein zum 65. Geburtstag gewidmet. (Nach einem Vortrag, gehalten während der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie am 29. September 1984 in Mainz.)

Apotheke“ in Budapest und begann im Laboratorium mit der Herstellung der ersten organotherapeutischen Präparate. Bald erhielt er die Erlaubnis zum Vertrieb seines natürlichen Adrenalin-Präparates Tonogen. Weitere wichtige Präparate waren: Lecithin, Hypophysenextrakt (Glanduitrin), standardisierte Digitaliszubereitung (Adigan), Mutterkornextrakt (Ergam), wasserlösliches acetylsalicylsaures Calcium (Kalmopyrin), mit Carbamid stabilisiertes Hydrogenium peroxdatum (Hyperol) u. a. Nach einigen Jahren mußte er – wegen der Expansion – die industrielle Herstellung von der Apotheke trennen. So übersiedelte die Produktion in die Satellitenstadt Kóbánya (X. Bezirk von Budapest), wo die Fabrik auch heute noch ansässig ist.

Die bahnbrechende Tätigkeit von Richter machte seinen Namen und seine Firma auch im Ausland bekannt. Eine starke Nachfrage nach Human- und Veterinär-Präparaten, ferner Exportmöglichkeiten nach süd- und osteuropäischen Ländern verstärkten das Interesse des Unternehmers für weitere Forschung und Produktion. Infolge der starken Exporttätigkeit wurden europäische und auch überseeische Tochtergesellschaften – vor allem in Lateinamerika (Mexiko, Argentinien) – gegründet.

Gedeon Richter wird als der wahre Begründer der ungarischen pharmazeutischen Industrie gesehen. Als Opfer des



Abb. 3: Gedeon-Richter-Ehrenmedaille der Ungarischen Pharmazeutischen Gesellschaft.

zweiten Weltkriegs starb er 1944 in Budapest. Die Ungarische Pharmazeutische Gesellschaft stiftete zu seinem 100. Geburtstag eine Ehrenmedaille (Abb. 3).

Galen Arznei- und Chemikalien-Werke

Die „Galen Arznei- und Chemikalien-Werke“ wurden 1905 vom Budapester Apotheker Sándor Török (1855–1931) und dem Drogisten Dr. Otto Seitz (1870–1929) gegründet.

Otto Seitz ist in Budapest geboren, studierte und promovierte (1891) an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin. Seine philosophische Dissertation verrät nähere Daten seines Lebens

(Abb. 4). Nach Budapest zurückgekehrt, wurde er Arzneigroßhändler, Aktieninhaber und Direktor der Firma „Thallmayer und Seitz“.

Sándor Török (1855–1931), der einzige Sohn des Inhabers der berühmten „Heilig-Geist-Apotheke“ in Pest, studierte Pharmazie in seiner Heimatstadt. Seit 1888 war er Inhaber der „Opern-Apotheke“. Durch die Ehe mit Jutta Seitz wurde er Schwager von Dr. Otto Seitz. So wurde die „Firma Galen“ eine Familien-AG, die sich vorwiegend mit der Herstellung von Chemikalien, galenischen und Zucker-Heilbonbon-Prä-

Ueber einige Halogenalkylverbindungen des Phthalimids.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

von der

philosophischen Facultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

genehmigt

und

mit den Thesen öffentlich zu verteidigen

am 10. August 1891

von

Otto Seitz

aus Budapest.

Opponenten

Herr Michels, cand. phil.

Cassirer, cand. phil.

Blank, cand. phil.

Berlin 1891.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade)

Stallschreiberstrasse 15/16.

Abb. 4: Dissertation von Otto Seitz aus dem Jahre 1891.



Abb. 2: Die Aktie Nr. 435 der „Ungarischen Pharmazeutischen und Technisch-Chemischen Central-Anstalt“ von 1867, dem ersten ungarischen Arzneimittelwerk.

paraten beschäftigte und darüber hinaus mit dem Vertrieb von Präparaten der Frankfurter Firma „Galenus GmbH“.

Nach dem Ausscheiden von Otto Seitz und dem Ableben von Sándor Török wurde die Firma Galen im Jahre 1931 von der IG Farbenindustrie AG gemietet und im Jahre 1933 gekauft.

Eine Tochterfirma der Bayer AG mit Namen „Ungarische Pharma AG“ konfektionierte berühmte Bayer-Präparate wie Aspirin, Pyramidon, Neosalvarsan und verkaufte sie in Mitteleuropa und auf dem Balkan. Die Fabrik existiert heutzutage unter dem Namen „Reanal Fabrik für Feinchemikalien“.

Alka Chemische Fabrik

Die „Alka Chemische Fabrik“ wurde 1910 von zwei Chemie-Ingenieuren, Dr. Emil Wolf und Dr. György Ke-

reszty, gegründet und übernahm 1913 den Namen „Chinoin Fabrik Chemisch-Pharmazeutischer Produkte“. Nachdem die Gründer mit der Synthese einzelner Arzneimittelgrundstoffe begonnen hatten, führten sie ihre Tätigkeit mit der industriemäßigen Produktion und Konfektionierung fort. Erste Ergebnisse waren: Yohimbin, Atropin, Homatropin, Salicylsäurederivate, Barbitursäurederivate, synthetisches Papaverin (Perparin). Die Firma wurde bald weltbekannt und ist heute eine der größten Fabriken der ungarischen Pharmaindustrie.

Dr. A. Wander

Die Budapester Tochtergesellschaft der Schweizer (Bern) Fabrik „Dr. A. Wander“ wurde 1912 gegründet. Ihre Produktionstätigkeit beinhaltete u. a. Heil- und Säuglingsnährmittel sowie Zucker-Heilbonbons.

Phylaxia AG

Im gleichen Jahre gründete der Tierarzt Dr. János Köves die „Phylaxia AG für Serumproduktion“. Die Impfstoffproduktion für Human- und Veterinärzwecke wurde ebenso wissenschaftlich wie wirtschaftlich gut realisiert, so daß die Präparate der Firma im In- und Ausland bald anerkannt waren und ständig steigende Absatzzahlen aufwiesen (Abb. 5). Dabei war auch das Auslandsgeschäft schon früh recht bedeutend.

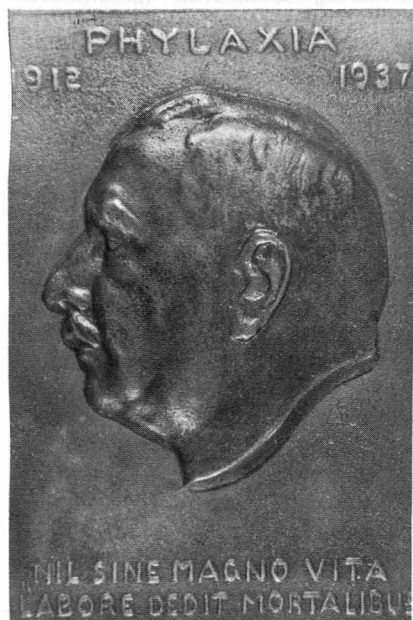


Abb. 5: Plakette von János Köves.

Rex Pharmazeutisch-Chemische Fabrik

1912 wurde außer in Budapest auch in der Provinzstadt Debrecen die „Rex Pharmazeutisch-Chemische Fabrik“ gegründet. Gründer waren der Apotheker Dr. Ferenc Rex und zwei Kollegen. Sie beschäftigten sich mit galenischen, chemischen Präparaten und Handverkaufsartikeln. Das kleine, doch anerkannte Unternehmen spielt eine wichtige Rolle in der Entwicklung der ungarischen Pharmaindustrie, weil es den Grundstein zur Errichtung der „Pharmazeutischen Fabrik Biogal“ nach dem zweiten Weltkrieg legte.

Alkaloida

Zur Gestaltung der ungarischen pharmazeutischen Industrie soll als letzte die „Alkaloida Chemische Fabrik“ erwähnt werden, die 1927 von Apotheker János Kabay (Abb. 6) (1896–1936) in Büdszentmihály (Ostungarn) gegründet wurde. Kabay war dort geboren und hatte an der Budapester Universität Pharmazie studiert. Als Magister arbeitete er in der Apotheke seines Bruders. Hier begann er mit seinen Forschungen zur Herstellung des Morphins. In mühseliger Arbeit entwickelte er experimentelle und industrielle Herstellungsmethoden von Morphin und verwandten Alkaloiden aus der grünen Mohnpflanze, später aus trockenem Mohnstroh. Kabay, „der ungarische Sertürner“, entdeckte die Aufspaltung des Opiums bei der Morphinherstellung, und aufgrund dieser Erfindung realisierte er als erster die industrielle Produktion von Mohnalkaloiden und deren Derivaten. Forschungsergebnisse und Produkte Kabays erfreuten sich bald großen internationalen Ansehens. Die Exporte seiner Firma sind ständig gewachsen, so daß Kabay sogar in Polen ein Tochterunternehmen gründete. Doch der Gründer konnte diese Früchte nicht lange genießen: unerwartet starb er nach einer Operation im 40. Lebensjahr.

Schlußfolgerung

Da zwei meiner Dissertanten (István Szngyörgyi, László Lárenz) den oben wiedergegebenen Stoff detailliert bearbeitet haben, ist folgende Schlußfolgerung möglich: Das erste Industrieunternehmen zur Arzneimittelherstellung wurde in Ungarn recht früh gegründet. Zur gleichen Zeit fungierten im übrigen Europa nur wenige pharmazeutische Fabriken mit ähnlichem Tätigkeitsbereich.



Abb. 6: Medaille von Mg. Ph. János Kabay.

Da als erste beständig tätige Firma die G. Richter Fabrik bezeichnet werden muß, gilt der Apotheker Gedeon Richter als Begründer der ungarischen Pharmaindustrie.

Durch die gleichzeitige Entwicklung und Produktion von Grundstoffen, organotherapeutischen, phytochemischen, serobakteriologischen und synthetischen Präparaten, Heilmitteln, Diagnostika und Chemikalien wurden bald so gute Ergebnisse erzielt, daß die ungarische Pharmaindustrie im untersuchten Zeitraum eine bedeutende Stellung in Zentraleuropa einnahm.

Die Fakten zeigen auf, daß bei den untersuchten acht Unternehmen die Gründer meistens Pharmazeuten, in je einem Fall ein Tierarzt, Chemiker sowie eine ausländische Firma waren. So kann man feststellen, daß die ungarischen Apotheker die Notwendigkeit im Wandel der Arzneimittelherstellung nicht nur verstanden, sondern durch ihre Initiative und Aktivität auch begünstigt haben. Weiterhin müssen bei dieser Entwicklung die ausländischen, besonders die deutsch-österreichischen Einflüsse beachtet werden.

Erwähnenswert ist auch, daß die Gesundheitsorgane schon recht früh, nämlich 1925, die behördliche Qualitätskontrolle und 1933 die obligatorische Registrierung der Präparate eingeführt haben. Infolge der beschriebenen Veränderungen traten statt der „klassischen“ Arzneimittelherstellung durch den Apotheker folgende neue Tätigkeiten in den Vordergrund: pharmazeutische Forschung, Produktion, Standardisierung, Qualitätskontrolle, Arzneimittelinformation – allesamt spezifische Aufgaben des Pharmazeuten.

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Károly Zalai
Simmelweis Medizinische Universität
Högyes Endre u. 9
H-1092 Budapest

Die Schroedersche Pharmakopöe als biographische Quelle

Von Wolfgang Caesar, Heidelberg*

Zur Herbstmesse des Jahres 1641 veröffentlichte der Frankfurter Arzt Johannes Schroeder (1600–1664) seine „Pharmacopoeia medico-chymica sive thesaurus pharmacologicus“, ein Arzneibuch mit einem für die Zeit typischen Titel; auch von seinem Inhalt her kein außergewöhnliches Werk. Der Autor, der am Beginn seines fünften Lebensjahrzehntes stand, hatte noch nicht durch besondere Leistungen von sich reden gemacht, und im übrigen war das Frankfurter Ärztekollegium für seine schriftstellerischen Neigungen bekannt – man denke an Adam Lonicer (1528–1586), Peter Uffenbach (1566 bis 1635) und Arnold Weickard (1578 bis 1645), der bereits mit seinem „Thesaurus pharmaceuticus“ (1616) und mit seiner „Pharmacia domestica“ (1626) das Feld Schroeders beackert hatte.

Es bestand also keine Veranlassung, Schroeders Pharmakopöe einen großen Erfolg vorauszusagen; dennoch wurde sie für die nächsten einhundert Jahre das populärste Arzneibuch in Deutschland. Zu Lebzeiten des Autors erschienen fünf Auflagen, nach seinem Tode gaben die Frankfurter Stadtärzte Johann Daniel Horstius (1618–1685) und Johann Ludwig Witzel (1627–1692/93) das Werk heraus, während Friedrich Hoffmann d. Ä. (1626–1675) in Halle – Vater des berühmteren gleichnamigen Sohnes – und der Leipziger Ordinarius Michael Ettmüller (1644–1683) es einer kritischen Kommentierung für würdig befanden. 1685 schließlich erschien der „Artzney-Schatz“ auch in deutscher Sprache. Die Editions-geschichte ist im übrigen zu gut bekannt, um an dieser Stelle weiter erörtert zu werden (1).

Der Autor

Wenden wir uns statt dessen dem Autor zu. Er zählt zweifellos zu jenen Autoren, die im Schatten ihres Werkes stehen und über deren Lebensumstände

selbst biographische Handbücher (2) kaum Auskunft geben.

Schroeder wurde in Salzuflen (Grafschaft Lippe) geboren, promovierte in Caen (Normandie) zum Doktor der Medizin, stand als Leibarzt im Dienste des schwedischen Feldherrn Gustaf Karlsson Graf Horn (1592–1657) und ließ sich 1635 in Frankfurt nieder.

Zeugen dieses bewegten Lebens finden wir in den 13 Personen, deren Glückwunschschreiben an Schroeder zum Erscheinen seiner Pharmakopöe im Vorspann abgedruckt sind. Es handelt sich um Verwandte, Freunde, Kollegen und Honoratioren, die in Westfalen (vier), Frankfurt (fünf), Marburg und Ulm (je zwei) ansässig waren.

Verwandte und Freunde

Den Reigen der Gratulanten eröffnet ein Verwandter, Johannes Barkhausen aus Salzuflen, der sich zusammen mit Schroeder im Oktober 1622 an der Universität Rostock immatrikuliert hatte (3). Der „ehelos verstorbene und wegen seiner extraordinären Wissenschaft in juris prudentia sehr berühmte“ (4) Barkhausen, der später Vize-Hofrichter in der Grafschaft Lippe wurde, war vornehmer Abstammung: Sowohl sein Vater Jobst als auch sein Großvater Johann sind Bürgermeister von Salzuflen gewesen.

Barkhausen hat seine Grußadresse als einziger persönlich gehalten, da er auch aus seinem eigenen Leben berichtet: „Das gemeinsame Studium von Vaterland und Weisheit und die Blutsverwandtschaft hatten uns beide, Schroeder, einst verbunden. Aber schon bald studierten wir verschiedene Fächer: Dich machte Apoll zu einem guten Arzt und Pflanzenkenner (...), mich dagegen hieß das Schicksal, mit eigener Hand die dickleibigen Bücher des gesetzgebenden Rechtes zu wälzen“. Als einziger äußert sich Barkhausen auch über die schlechten Zeiten, indem er über das verrohte Volk, die „almae pacis nescia turba“ klagt.

In Rostock hatte sich im November 1633 ein gewisser Balthasar Stutenius aus Herford, der unmittelbaren Nachbarschaft von Salzuflen, zu Schroeder und Barkhausen gesellt (5). 1639 immatrikulierte er sich in Helmstedt (6) und bezeichnete sich 1641 als „Medicus Bielefeld“, ohne seinem Namen einen akademischen Grad hinzuzufügen. Da die erhaltenen Akten über das Medizinalwesen der Stadt Bielefeld vor dem 18. Jh. fehlen, lassen sich keine weiteren Angaben über ihn machen. Auch in Herford ist er nicht aktenkundig geworden.

Als nächster Verwandter des Autors hat ihm sein Onkel Georg Schroeder, der im Rat der Stadt saß („Reip. Salis Ufflenianae Consul, Authoris Patruus“), seine Glückwünsche überbracht. Obwohl über die Familie Schroeder zu jener Zeit außer ihrem Hausbau im Jahre 1577 in der Ritterstraße 2 (7) (noch erhalten) nichts weiter bekannt geworden ist, dürfte sie doch zu den einflussreichsten der Stadt gehört haben, was auch die Verschönerung mit der Familie Barkhausen anzeigt. Schließlich kommt noch der – aus Blomberg stammende („Florimontanus“) – Pastor Johannes Loofer zu Wort. Dieser hatte 1615 seine Stelle in Salzuflen angetreten und sich 1621 das (erhaltene) Haus Lange Straße 7 erbauen lassen; 1641–1650 war er Superintendent der Klasse Varenholz der Lippischen Landeskirche und starb 1657 (8).

Es ist ungewiß, wie sehr Schroeder den Kontakt zu seiner Heimat pflegte. Jedenfalls ist er dort völlig in Vergessenheit geraten, was auch damit zusammenhängen mag, daß in Salzuflen seinerzeit weder ein Mediziner noch ein Apotheker tätig gewesen ist (9).

Kollegen in Frankfurt und Marburg

Nun zu Frankfurt, das Schroeder zu seiner zweiten Heimat wurde. Wir übergehen M. Anton Itter, den „Praeceptor primarius“ des Frankfurter Gymna-

* Herrn Prof. Dr. W.-H. Hein zum 65. Geburtstag gewidmet.

siums, und den Doktor Johannes Pautz, um gleich drei Arztkollegen vorzustellen: Petrus de Spina (1592–1655), Ludwig von Hörnigk (1600–1667) und Johann Wilhelm Hochstadt (1614–1669). Ersterer war 1620 in Heidelberg Professor geworden und hatte 1624 beim Ansturm Tillys das Universitätsarchiv nach Frankfurt gerettet. 1629 verabschiedete er sich endgültig von seiner desolaten Universität, um bis zu seinem Tode in Frankfurt als Arzt – seit 1635 auch als Physicus – zu wirken (10). Von Hörnigk, der auch in Philosophie und Jura den Doktorgrad erworben hatte, war ebenfalls 1635 Physicus geworden, überwarf sich aber 1643 mit dem Rat und trat zurück, wodurch er die Stelle für Schroeder frei machte.

Schroeder revanchierte sich für die Gratulation, indem er für v. Hörnigks Pestschrift „Würig-Engel“ (1644) einen „Ludus poëticus de peste“ verfaßte. Im übrigen war v. Hörnigk ein recht zwielichtiger Charakter, der Frankfurt seit 1655 als kaiserlicher Bücherkommissar erheblichen Schaden zufügte. Seine Tochter Maria Veronika war mit dem vielseitigen Mediziner Johann Joachim Becher (1635–1687) verheiratet (11). Eine vergleichsweise unbedeutende Persönlichkeit war Hochstadt, der sich 1641 in Frankfurt als Arzt niedergelassen hatte.

Nun einen „Sprung“ nach Marburg, von wo die Professoren Peter Lotichius (1598–1669) und Johannes Tilemann ihre Lobgedichte übersandt hatten. Marburg war zu dieser Zeit zwischen den verfeindeten Häusern Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel heftig umstritten, so daß es dort um die Universität nicht viel besser bestellt war als in Heidelberg.

Lotichius bekleidete seine Professur nur in den Jahren 1639–1642 und wurde 1645 kaiserlicher Historiograph in Frankfurt. Da er 1625 eine Tochter des reichen Frankfurter Zuckerbäckers Abraham de Hamel geheiratet hatte, wird er Kontakte zu dieser Stadt gepflegt und dort möglicherweise früh die Bekanntschaft mit Schroeder gemacht haben. Eine Parallele im Lebenslauf der beiden Männer besteht darin, daß auch Lotichius Anfang der 30er Jahre als Feldarzt gedient hatte.

Von Tilemann, der 1637–1655 in Marburg Professor war, sind keine Lebensdaten bekannt, und auch eine Beziehung zu Frankfurt läßt sich nicht nachweisen (12). Um so bedeutsamer ist es, daß Schroeder in Marburg tätig gewesen ist.

Ein bisher nicht ausgewertetes Dokument ist ein Brief Schroeders vom

3. November 1635 an den Rat der Stadt Frankfurt mit einem Rechenschaftsbericht über das vergangene Jahr (13). Er bittet den Rat, „sich laßen zurberichten, was gestalt Herrn Gustav Hornß Feldtmarschalß Exclz. Ich treu diesem ahnstatt eines Leib- undt Feldtmedici biß auf Ihrer Excelltzt Kriegsunglück aufwarttet ...“ Gemeint ist die Katastrophe von Nördlingen im Herbst 1634. Danach sei Schroeder „veruhrsacht gewesen, auf Ihr Fürstl. herrn Landgrav Johanß Befürderung gehn Marpurk mich zurbegeben undt daselbst Fürstl. Darmbstattisch Bestallung ahnzunehmen. Wan nun unter deßen von günstigen Patronen und Freunden ich berichtet, daß hiesige löbliche Respublica durch tödtlichen Abgang zweyer Medicorum beraubt worden, undt dannenhero nach Gelegenheit Itziger Zeit die notturfft erfördern mögte, alhier bey den täglich sich häuffenden Patienten aufzuwarten“, habe er sich veranlaßt gesehen, der Stadt seine Dienste anzubieten. Daraufhin wurde Schroeder am 8. Dezember vom Collegium medicum „recipirt“.

Nützliche Verbindungen

Schroeders Verbindung mit dem Haus Hessen-Darmstadt läßt sich über einen längeren Zeitraum verfolgen. Er ist nicht nur Leibarzt des oben genannten Landgrafen Johann (1609–1651) gewesen, der übrigens (ab 1643) der einzige Repräsentant der Seitenlinie Hessen-Braubach war, sondern wurde zudem am 14. April 1637 für vermutlich zwei Jahre zum Leibarzt am Hof in Darmstadt ernannt (14) und verfaßte noch im Juni 1642 für Landgraf Philipp (1581–1643) aus der Seitenlinie Hessen-Butzbach ein Gutachten bezüglich einer Badekur in Bad Ems (15). Bei dieser Intimität mit dem Herrscherhaus versteht es sich von selbst, daß die beiden Professoren der Landesuniversität Gießen–Marburg Schroeder ihre Revenenz erwiesen haben.

Karriere in Frankfurt

Schroeders Versuch, sich neben seiner Stellung in Hessen-Darmstadt in Frankfurt ein zweites Standbein zu verschaffen, war weitsichtig und sehr erfolgreich, denn die Pestepidemie, die 1635 weite Teile Deutschlands heimsuchte, verschonte auch diese Stadt nicht. Zwei Ärzte fielen ihr in jenem Jahr zum Opfer; einer war der berühmte Peter Uffenbach (gest. am 23. Oktober 1635).

Schon im folgenden Jahr machte Schroeder, der sich gerade erst in Frankfurt niedergelassen hatte, auf sich aufmerksam, indem er seinen „Bericht von jetzo grassierendem Epidemischem Fieber“ veröffentlichte. Der deutschen Sprache hatte er sich offensichtlich bedient, um dem Volk einen Leitfaden zur Selbsthilfe zu geben und gleichzeitig die überforderten Ärzte zu entlasten. Seine Karriere war nun vorgezeichnet, so daß er schließlich nacheinander die drei hierarchisch gestuften Physikatsstellen besetzte: 1643 wurde er „Physicus ordinarius secundus“, 1645 „Physicus ordinarius primus“ und 1655 „Physicus primarius“.

Warum Schroeder 1641 seine Pharmakopöe in Ulm und nicht in Frankfurt verlegen ließ, ist unbekannt. Ebenso sind seine Beziehungen zu den beiden Ulmer Medizinern Johann Sebastian Bloß (1606–1653), „Publicus Professor“ am dortigen Gymnasium, und dem Stadtarzt Anton Boxbart (1607–1679) bisher noch ungeklärt. Boxbart, der einen umfangreichen Briefwechsel mit medizinischen Autoritäten führte, war wohl der bedeutendere von beiden (16).

Apotheker als Nutznießer der Pharmakopöe

Bisher war fast nur von Medizinern die Rede, nicht aber von Apothekern, die doch direkte Nutznießer der Pharmakopöe waren. Allerdings hat Schroeder eine Widmung an die fünf privilegierten Apotheker der Stadt Frankfurt geschrieben und folgende Personen namentlich genannt: Johann Caspar Sparr (Einhorn-Apotheke), Johann Saltzwedel (Schwan-Apotheke), Johann Graser (Engel-Apotheke), Jakob Holtzapfel (Hirsch-Apotheke) und Matthias Bansa (Kopf-Apotheke) (17).

Der überraschende Erfolg von Schroeders Pharmakopöe wird gern mit ihrer anschaulichen, den Bedürfnissen der Apotheker entgegenkommenden Präsentation des Stoffes erklärt. Allerdings erlangte sie niemals offizielle Gültigkeit: Die Frankfurter Apotheker waren damals verpflichtet, ihre Composita nach den Vorschriften des Augsburger Dispensatoriums zu bereiten.

Die Richtung, die Schroeder gewiesen hatte, verfolgten auch seine Amtsnachfolger Witzel und Horstius. Als sie 1668 die Pharmakopöe herausgaben, stellten sie ihr ebenfalls ein Grußwort an die Frankfurter Apotheker voran. Dem Schwan-Apotheker Johann Saltzwedel (1603–1672) bescheinigten sie trotz seines fortgeschrittenen Alters un-

verminderte Geschäftigkeit, Sorgfalt und Pflichterfüllung und prophezeiten ihm, daß er sich bis zu seinem „Schwanengesang“ nicht zum Nachteil verändern werde. Ein schöneres Wort hätte sich Apotheker Saltzwedel wohl nicht wünschen können.

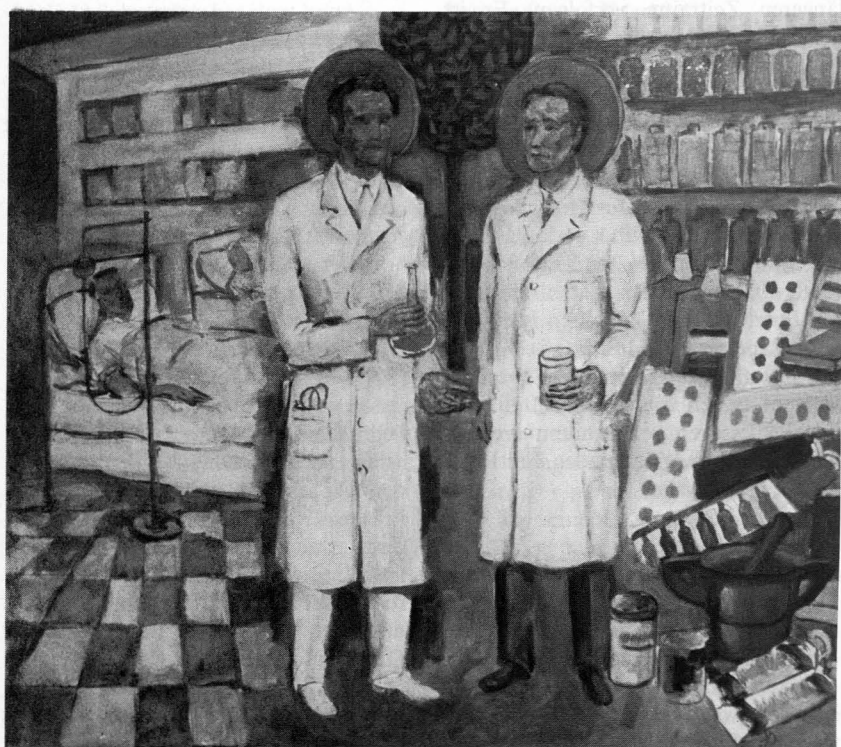
Anmerkungen

- (1) An jüngeren Arbeiten über Schroeders Pharmakopöe seien genannt: Gizycki, Friedrich v.: Friedrich Hoffmann der Aeltere und die Schroedersche Pharmacopoe, in: Deutsche Apotheker Zeitung, 92 (1952) 738–740; Montenero, Francesco: Note di terapia da alcune opere del '500 e del '600. I. La farmacopea medico-chimica di Giovanni Schroeder, in: Medicina nei Secoli 3 (1966) 150–160; Kaiser, Wolfram u. Henryk Pankiewicz: Die Pharmakotherapie im Schrifttum des Arzt-Enzyklopädisten John Jonston (1603–1675) in Leszno und seines Zeitgenossen Johann Christian Schroeder (1600–1664) in Frankfurt, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Halle, math.-nat. Reihe 23 (1974) 24–33.
- (2) Jöchers Allgemeines Gelehrten-Lexicon. 4. Tl. Leipzig 1751, Sp. 356; Eloy, Nicolas F. J.: Dictionnaire historique de la Médecine ancienne et moderne. T. IV. Mons 1778,

- S. 225; Allg. Dt. Biographie, Bd. 32. Berlin 1891, S. 518; Kallmorgen, Wilhelm: 700 Jahre Heilkunde in Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1936, S. 407.
- (3) Die Matrikel der Universität Rostock. Hrsg. v. Adolph Hofmeister. Bd. 3. Rostock 1895, 48.
- (4) Zitiert nach Pöler, Wilhelm: Alt-Salzußen. Schötmar 1960, 90. – Mit der Familie dürfte der Chemiker J. C. Barkhausen aus Horn in Lippe nicht verwandt sein; vgl. Jüttner, Guido: Ein „Pharmacopoeus spagyricus“: Johann Conrad Barkhausen (1666–1723) und die Pharmazie, in: Perspektiven der Pharmaziegeschichte. Festschrift für Rudolf Schmitz zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Peter Dilg. Graz 1983, 147–166.
- (5) Matrikel (1895) 93.
- (6) Die Matrikel der Universität Helmstedt. Bearb. v. Werner Hillebrand. Bd. 2. Hildesheim 1981, 8.
- (7) Vgl. Pöler (1960) 75.
- (8) a.a.O. 37 und Butterweck, Wilhelm: Die Geschichte der Lippischen Landeskirche. Schötmar 1926, 282 und 555.
- (9) Eine Apotheke ist erstmals um 1683 nachgewiesen; vgl. Meyer v. Froreich, Hartmut: Zur Geschichte des Apothekenwesens der Grafschaft und des Fürstentums Lippe. Diss. rer. nat. Marburg 1979, 190.
- (10) Stübler, Eberhard: Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg 1386–1925. Heidelberg 1926, 68.
- (11) Stricker, Wilhelm: Ludwig von Hörnigk. Ein Charakterbild aus der Geschichte der Medi-

- cin, in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. N. F. 4 (1869) 237–246 und Dietz, Alexander: Frankfurter Handelsgeschichte. Bd. 3, Frankfurt a. M. 1921, 67–69.
- (12) Gundlach, Franz: Catalogus Professorum Academiae Marburgensis 1527–1910. Marburg 1927, 181f.
- (13) Stadtarchiv Frankfurt, Raths-Supplicationen 1635, III, 170.
- (14) Müller, Adolf: Beiträge zu einer Hessischen Medicinengeschichte des 15.–18. Jahrhunderts. Darmstadt 1929, 43.
- (15) Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Hausarchiv Abt. 4, Konv. 57, Fasc. 3.
- (16) Weyermann, Albrecht: Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798, 80 u. 82; Leopold, Johann Dietrich: Memoria physiorum Ulmanorum [Mskr. o. J. im Stadtarchiv Ulm], 136–140 u. 146–152. – Weyermann hatte das Todesjahr von Bloß falsch angegeben.
- (17) Zur Geschichte der Apotheken vgl. Stricker, Wilhelm: Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1847, 84–93 sowie Dietz, Bd. 2 (1921) 136–138.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Wolfgang Caesar
Häusserstraße 9
6900 Heidelberg



Cosmas und Damian

Kurt Pohle (1909–1980).
Öl auf Malpappe 1973 (66,5×58,5 cm).

Das Weiterleben der arabischen Medizin und Pharmazie in der lateinischen Überlieferung

Von Alexander Baki, Darmstadt-Eberstadt*

Die arabische Medizin ist entstanden aus dem Verschmelzen der antiken Medizin mit arabisch-medizinischem Gedankengut. Erste Erfahrungen mit der antiken Medizin machten die arabischen Ärzte durch die Zusammenarbeit mit den in den besetzten Gebieten lebenden Gelehrten. So brachten die Eroberungszüge in den Jahren 634–653 n. Chr. und die damit verbundene Verbreitung des Islams nach Vorderasien und Nordafrika den Eroberern Schriften und Werke der verschiedenen Wissenschaften, die den Arabern bis dahin nicht zugänglich waren. Wohl besaßen die arabischen Ärzte schon medizinische Kenntnisse, aber erst durch die Berührung mit der hellenistischen Kultur gelangte die klassische Medizin und Arzneimittellkunde in ihren geistigen Besitz.

Die alten medizinischen Schriften, wie die von Hippokrates, Galen, Dioskurides, Oreibasios, Aetios von Amida, Paulos von Aegina u. a., wurden von den Arabern nicht nur studiert, geordnet und ins Arabische, teilweise über das Syrische, übersetzt; sie gingen sogar mit dynamischer Kraft daran, das Übernommene mit selbständigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu erweitern, zu kommentieren und mit neuen wissenschaftlichen Ergebnissen zu vervollständigen. Dadurch konnte in einer relativ kurzen Rezeptions- und Assimilationsperiode das erworbene Wissen weiter aufgebaut werden, so daß schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts n. Chr. eine Blütezeit der medizinisch-pharmazeutischen Wissenschaften zu verzeichnen war (1). Hervorzuheben sind die Verdienste des Arztes und Übersetzers Hunain ibn Ishāq (gest. um 873 n. Chr.), bekannt als Johannitius, der mit der Leitung der Übersetzerschule in Bagdad (um 850 n. Chr.) betraut war. Hunain wurde schon mit 17 Jahren als Übersetzer griechischer Werke bekannt. Er war in der Lage, allein ca.

140 Schriften von Galen, davon die meisten ins Syrische, zusätzlich mindestens 30 ins Arabische, zu übersetzen (2). Ferner übertrug er das vollständige Corpus Hippocraticum, Werke des Aristoteles und seiner Kommentatoren, Paulos von Aegina und zahlreiche mathematische, medizinische und philosophische Schriften verschiedener griechischer Gelehrter ins Arabische. Für die Pharmakologie und die Arzneimittellkunde war die *Materia medica* des Dioskurides von großer Bedeutung. Sie wurde von Stephanus, Sohn des Basilius, der vermutlich ein Schüler Hunains war, direkt vom Griechischen ins Arabische übertragen. Diese Fassung wurde später von Hunain korrigiert und ins Syrische übersetzt.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit wurden bis zum Jahre 900 n. Chr. fast alle wesentlichen wissenschaftlichen Schriften der Griechen, besonders die medizinischen und naturwissenschaftlichen Werke von Hippokrates, Galen, Dioskurides, Archigenes, Alexander von Tralleis und Paulos von Aegina sowie auch einige medizinische und astrologische Schriften indischer Gelehrter den arabischen Wissenschaftlern in ihrer Sprache zugänglich gemacht (3). Hervorgetan haben sich in dieser Blütezeit der Übersetzungen in Bagdad außer Hunain, seinem Sohn Ishāq und seinem Neffen Hubaish auch die Übersetzer Tābit ibn Qurra (gest. 901 n. Chr.) und Qusṭā ibn Lūqā (gest. 912 n. Chr.). Die Übersetzer und Gelehrten dieser Zeit sind für fast alle Wissenschaftszweige das Bindeglied der Kette, welche die Antike mit dem Abendland verbindet. In diese Zeit fällt auch der arabische Einfluß auf den Fortschritt der Medizin. Neue Erkenntnisse, Erfahrungen, aber auch Zweifel und Kritik an alter Theorie und Praxis der Griechen machen sich bemerkbar, am auffälligsten in den Werken von ar-Rāzī (latinisiert Rhazes (865–925 n. Chr.). Er war einer der ersten, die die Selbständigkeit der Pharmazie befürworteten und an eine Trennung von der Medizin dachten,

wobei ihm eine ständige beiderseitige Ergänzung als notwendig erschien.

Vielfältige und weitverbreitete Fachliteratur

Den fortgesetzten Bemühungen um neue praktische Erkenntnisse, um einen besseren Einblick in die Heil- und Giftwirkung der Pflanzen, um detailliertere, reichere Erfahrungen auf dem Gebiet der Chirurgie, Symptomatologie, Geburtshilfe und Physiologie ist es nicht zuletzt zu verdanken, daß die große Zahl von Kompendien, Giftbüchern, Apothekerbüchern (*Aqrābādīn*), Büchern über die Diätetik, die Botanik, die Pharmakognosie u. a. in so ausgezeichnete Ausführung niedergeschrieben werden konnten, daß sie jahrhundertlang Anerkennung, Bewunderung, Beifall und Nachahmung fanden.

Die Verbreitung dieser Werke wurde dadurch begünstigt, daß sich inzwischen das islamische Imperium zu einem gewaltigen Weltreich emporgehoben hatte und bereits Sizilien und Spanien beherrschte.

Mit den mohammedanischen Eroberern kamen auch islamische Gelehrte in diese Gebiete, die dort das arabische Wissensgut, das bis dahin dem Abendland verschlossen war, verbreiteten. Auch als Teile wieder von abendländischen Herrschern zurückerobert wurden, beließ man arabische Gelehrte, besonders aber Ärzte an den Höfen Süditaliens, die dort das geistige Gut der Araber weiter pflegten und in die lateinische Sprache übertrugen. Hierbei hat Constantinus Africanus (1015–1087 n. Chr.) einen überragenden Anteil geleistet. Sie rückten damit ihr Kulturgut in den Brennpunkt des Interesses der westlichen Welt, und dieses Wissensgut fand bereitwillig Einlaß in die schon bestehenden Schulen, was dann bald zu Gründungen von Universitäten führte. Hier ist besonders Salerno zu erwähnen, wo schon lange eine Medizinschule existierte, die aber erst durch die

* Herrn Prof. Dr. W.-H. Hein, Frankfurt/M. zum 65. Geburtstag am 7. Februar 1985 gewidmet.

neuen Impulse zu Ruhm und Ansehen kam.

Beispiele für arabische *Materia medica*

Auf pharmazeutisch-medizinischem Gebiet führten die Araber milde Arzneien ein, anstelle der »Drastica«, die man von den Griechen kannte. Statt der weitverbreiteten Scammonia und des Opiums verabreichte man bei der Behandlung verschiedener Krankheiten Drogen wie Veilchen, Myrobalane und Gewürznelken, welche die gleiche Wirkung erbrachten. Außerdem wurde der unangenehme und bittere Beigeschmack der Medikamente durch Zusätze verschiedener Pflanzensäfte sowie Honig, Zucker oder Sirup, die gleichzeitig konservierend wirkten, gemildert (4). Das Abendland wurde so mit neuen Drogen bekanntgemacht. Als Beispiel dafür stehen Ambra, Sennesblätter und -schalen, Moschus, Sandelholz, Tamarinden, Myrobalane und Zedoar. In ihrem therapeutischen Wert nicht zu unterschätzen waren auch Galenica wie Zäpfchen, Sirupe, Kollyrien, Roobs und eingedickte Fruchtsäfte, die bis heute ihre Anwendung finden. In den Werken der Araber sind auch neue Erkenntnisse der Konservierung von zusammengesetzten Arzneien mit Honig und Sirup enthalten, die eine wertvolle Bereicherung für die Bevorratung von Arzneien darstellen (5). Infolge neuer Herstellungsmethoden, z. B. Destillations- und Sublimationsverfahren (6), wurden zusätzliche Grundstoffe für Heilmittel entwickelt. Neben den im Abendland bereits bekannten Drogen bereicherten die Araber den Arzneischatz um ca. 500 weitere Drogen. Neu in der Rezeptliteratur sind auch die vielen, auf synthetischem Wege hergestellten Arzneien. Sie wurden durch methodisch durchgeführte Experimente, aus denen neue Verbindungen hervorgingen (Alkohol, Schwefelsäure, Kupfervitriol, Alaun, Salmiak, Quecksilberoxid, Arsenik) in die Behandlung einbezogen. Dadurch wurde eine vielseitigere und erfolgreichere Therapie ermöglicht. Ar-Rāzī war der erste, der die Chemie in die medizinische Behandlung einbezog, was erst im 16. Jahrhundert Paracelsus im Abendland erneut aufbrachte.

Rezeption arabischer Medizin im Abendland

Die Brücke zwischen dem Morgen- und Abendland bildete in der Mitte des 10. Jahrhunderts Sizilien. Dort, wo sich arabische Gelehrte aufhielten, ihre Wis-

senschaften verbreiteten und ihre Werke dem Abendland zugänglich machten, ist die Wiege der Rezeption der arabischen Medizin im Abendland. Jahrhundertlang lebte die westliche Medizin von den Werken der Spätantike; man stützte sich u. a. auf die Schriften von Alexander von Tralleis, Paulos von Aegina und andere Werke, in denen zwar zahlreiche Rezepturen enthalten waren, die aber mehr dem theoretischen Unterricht der Mediziner dienten als der Praxis.

Mit Constantinus Africanus, der Kenntnisse der arabischen Medizin und Literatur besaß, begann, angeregt durch die an dem arabischen Kulturgut Interessierten, insbesondere an der Medizinschule von Salerno (7), eine lebhaft und systematische Übersetzertätigkeit in die lateinische Sprache, an der sich auch seine Schüler und andere, der arabischen Sprache mächtige Personen beteiligten.

Bei den für die Pharmazie und Medizin so wichtigen Übersetzungen handelt es sich vorwiegend um Schriften arabischer Gelehrter über Arzneikunde, Prognostik und Diagnostik, Grundlagen der medizinischen Theorie und therapeutischen Anwendungen. Von diesen Übersetzungen haben auf die Weiterentwicklung der Pharmazie das Kitāb (Buch) al-Malakī (8) des al-Mağūsī (gest. um 986 n. Chr.) (8), das Kitāb Zad al-musāfir („Der Proviant des Reisenden und die Nahrung des Seßhaften“) (9) des ibn al-Ğazzār (gest. um 1004 n. Chr.) sowie Werke von ar-Rāzī, Ishāq ibn Sulaimān al-Isrāʾīlī (gest. um 932 n. Chr.) und ibn Sīnā (Avicenna, gest. um 1035) besonderen Einfluß ausgeübt, der noch in den späten abendländischen Pharmakopöen zu erkennen ist. Die bekannteste Pharmakopöe des Abendlandes, die nach D. Goltz in der Zeit von 1160–1200 n. Chr. in Salerno entstand, ist das Antidotarium Nicolai (10), das ein reines Apothekerbuch ist und eine Sammlung von zusammengesetzten Arzneien beinhaltet.

Vergleicht man das Antidotarium Nicolai mit den uns bekannten Büchern über zusammengesetzte Arzneien (Aqrābādīn) der Araber, stellt man fest, daß Nicolaus das gleiche Kanonisierungsprinzip befolgte. Er machte ebenfalls keine ausführlichen Angaben über die Herstellung der Medikamente. Kenntnisse in der Galenik wurden von ihm vorausgesetzt. Er beschränkte sich darauf festzulegen, welche Ingredienzen der Arzneibereiter zu verwenden hat. Während die arabischen Gelehrten ihre Aqrābādīn-Werke entweder nach der Indikation oder nach der Arzneiform ordneten, sind die Rezepte bei Nicolaus

in alphabetischer Reihenfolge nach Arzneiformen geordnet. Somit wendete er ein Prinzip an, das auch den Arabern bekannt war. Von besonderer Wichtigkeit dürfte für Nicolaus auch gewesen sein, daß die Araber bereits über Gewichtseinheiten verfügten, die es ihnen ermöglichten, Arzneien in so kleinen Mengen herzustellen, wie sie für die Dauer einer einzelnen Behandlung erforderlich waren. Er griff dies bereitwillig auf und versah seine Rezepte mit genauen Gewichtsangaben, wobei er ein neues Gewichtssystem einführte. So konnten auch im Abendland Arzneien in kleinen Mengen hergestellt werden. Weiterhin finden wir bei der Namensgebung der Rezepte im Antidotarium Nicolai Parallelen zu den arabischen Arzneibüchern. Die meisten Mittel wurden nach ihrem Hauptbestandteil benannt, was die Araber schon teilweise eingeführt hatten.

Die Abhängigkeit dieses Antidotars von den arabischen Vorbildern wird in der Übernahme der arabischen Namen für Drogen und fertige Arzneien deutlich, die von Nicolaus teilweise lateinisch transkribiert wurden. So finden wir z. B. Behen (= Bahman), Sumach (= Sumāq), Zucker (= Sukkar), Sirup (= Šarāb) und viele andere Namen, die bis zum heutigen Tage in unserem Arzneischatz erhalten blieben.

Die Integration der arabischen Wissenschaften erfolgte aber nicht nur von Sizilien aus; das Abendland wurde gleichermaßen von Salerno (11) und Toledo (12) her beeinflußt. Während jedoch in Salerno fast ausschließlich medizinisch-pharmazeutische Werke der Araber übersetzt wurden, die teilweise Constantinus Africanus auf seinen Reisen gesammelt hatte und die auf die salernitanische Schule als Unterrichtsmaterial oder als Lehr- und Nachschlagewerke der dort lebenden Ärzte ausgerichtet waren, finden wir in Toledo eine viel breiter gefächerte Fachliteratur vor. In Salerno war nur ein Anfangsstadium der Rezeption arabischen Wissens im Abendland zu verzeichnen, eng umgrenzt und gegenüber Toledo noch sehr spartanisch. Die Bibliotheken Toledos, voll mit Schätzen arabischer Werke, die während der Eroberungszeit Südspaniens nach dort gelangten, waren der Grundstein für die Blütezeit der Übersetzertätigkeit und Rezeptionsphase im Abendland.

Die Anfänge hierfür sind im 10. und 11. Jahrhundert vorhanden. Aus Frühtoledo sind uns u. a. mathematische und astronomische Werke, aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, bekannt. Nach der Rückeroberung Südspaniens (ca. 1085 n. Chr.) strömten

Wissenschaftler aus ganz Europa in die kastilische Metropole, um die ihnen unbekannten Werke kennenzulernen und durch sie ihr Wissen zu erweitern. War bis dahin das Interesse an diesem Kulturgut schon geweckt, so erfolgte durch die in diesem Gebiet lebenden Schriftgelehrten, die teils mehrere Sprachen beherrschten, eine rege Übersetzungstätigkeit. Durch sie, insbesondere aber auch durch den von Sizilien nach Toledo gereisten Gerhard von Cremona (1114–1187 n. Chr.), den wohl bedeutendsten Übersetzer seiner Zeit, erfolgte eine große Einflußnahme arabischen Wissensgutes auf den europäischen Kontinent. Wichtige Beiträge hierzu lieferten die von ihm aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzten Schriften. Von den zahlreichen und bedeutenden Übersetzungen des Gerhard von Cremona sollen hier nur die Werke, die in besonderem Maße die Pharmazie und Medizin des Abendlandes über Jahrhunderte hinweg beeinflussten, stellvertretend für alle genannt werden. Dazu zählen das Kitāb (K) al-Aqrābādīn al-kabīr (das Große Buch der zusammengesetzten Arzneien) (13), K. al-Aqrābādīn aṣ-ṣaḡīr (das Kleine Buch der zusammengesetzten Arzneien) (14), K. al-Manṣūrī (15) und K. Taqīm al-ʿilal (16) des ar-Rāzī. Hervorzuheben sind auch das K. al-Qānūn des ibn Sīnā (Avicenna, gest. um 1035 n. Chr.) und die Chirurgie des Abu L-Qāsim az-Zahrāwī (gest. nach 1009 n. Chr.). Ein Jahrhundert nach Constantinus Africanus finden wir in Toledo eine große Zahl übersetzter arabischer Werke, deren Wirkung auf weitere spanische sowie europäische Bildungszentren wie Paris, Montpellier, Toulouse und Oxford übergreift. Die Grundlage des pharmazeutischen und medizinischen Unterrichts an den genannten Zentren und Universitäten bildeten die arabischen Werke mit heilkundlichem Inhalt. In den Lehrplänen der Schule von Salerno wurden schon im 11. Jahrhundert die Werke der Araber zum festen Bestandteil. Hervorzuheben ist hier insbesondere Ḥunains K. al-Mudḥāl fī ṭ-ṭibb („Die Einleitung in die Medizin“), das in der lateinischen Übersetzung unter der Bezeichnung „Isagoge Johanni-ti“ bekannt ist. Dieses Buch wurde erneut durch Marcus von Toledo ins Lateinische unter dem Titel „Liber introductorius“ übersetzt und behielt seine Bedeutung bis ins 16. Jahrhundert. Noch intensiver ist die Übernahme und Bindung an das arabische Wissensgut auf abendländischem Gebiet im 12. und 13. Jahrhundert festzustellen. Die Lehrpläne der Schulen wurden fast ausschließlich mit arabischen Werken ver-

sehen. Für die Arzneimittel und die Heilkunde waren maßgebend das K. al-Qānūn (Kanon) des Ibn Sīnā, das K. al-Malakī des al-Maḡūsī, das K. al-Hāwī von ar-Rāzī in der lateinischen Übersetzung des Farāḡ ibn Sālim und weitere Bücher ar-Rāzīs sowie Werke des Iṣḥāq ibn Sulaimān al-Isrāʾīlī u. a.

Für die Pharmakognosie war das K. al-ʿItmād fī l-adwiyā al-mufrada („Die Zuverlässigkeit betreffs der einfachen Heilmittel“), verfaßt von Ibn al-Ǧazzār (gest. um 1004) von besonderer Bedeutung. Stephanus von Saragossa übersetzte dieses Werk im Jahre 1233 n. Chr. ins Lateinische unter der Bezeichnung „Admiculum“ oder „Liber Fiduciae“. Constantinus Africanus hatte es bereits unter dem Titel „Liber de gradibus“ frei übertragen. Auch das K. at-Taisīr fī l-mudāwāt wa t-tadbīr („Die Wegbereitung bezüglich der Therapie und Diätetik“) des ibn Zuhr (latinisiert Avenzoar, gest. 1162 n. Chr.) erfreute sich großen Interesses und Ansehens im Abendland. Nachdem es ins Hebräische und lateinische übersetzt war, wurde es in der Zeit von 1490 bis 1554 mehrmals in lateinischer Sprache gedruckt. Die abendländischen Pharmazeuten wurden auf die Vielfalt der arabischen Heilpflanzen durch das K. al-Ġāmiʿ li-mufradāt al-adwiyā wa-l-aḡḍiyā des ibn al-Baiṭār (gest. 1248 n. Chr.) aufmerksam gemacht, in dem für sie neue, bis dahin unbekannte Drogen enthalten waren. Das Werk wurde von Antoine Galland ins Lateinische übertragen, später durch Übersetzungen ins Deutsche, Französische und Türkische weiterverbreitet. Die Integration der arabischen Wissenschaften in den europäischen Raum erfolgte aber nicht nur durch reine Übernahme der übersetzten Werke arabischer Gelehrter. Man begann nämlich schon sehr früh, lobend, analysierend, aber überwiegend präzise, fachliche Kommentare über die Werke der Araber zu verfassen. Angeregt und beeinflusst durch arabische Vorbilder erließ Friedrich II. im Jahre 1231 n. Chr. seine Medizinal-Ordnung, in der das Medizinalwesen amtlich geregelt wurde (17).

Auch sprachlicher Einfluß

Der Einfluß der Araber machte sich aber nicht nur durch die Übersetzungen und den Umgang mit den arabischen Gelehrten und deren Wissenschaften bemerkbar, sondern wenn wir die uns zur Verfügung stehende Literatur aufmerksam lesen, ja unsere Umgangssprache nach ihrem Ursprung zu deuten versuchen, so stellen wir mit Ver-

wunderung fest, wie viele arabische Worte so selbstverständlich von uns übernommen, geschrieben und im täglichen Sprachgebrauch angewandt werden. Wer denkt schon daran, wenn er Café, Benzin, Arrak, Mandoline, Algebra, Mumie und Limonade hört, daß diese arabischen Ursprungs sind, die entweder in ihrer Urform oder leicht abgewandelt im europäischen Sprachraum übernommen wurden. Dies gilt insbesondere für die in der Heilkunde und Chemie zum festen Bestandteil gewordenen Ausdrücke wie Alchemie, Aludel, Alembik, Alkali, Natron, Safran, Zucker, Senna, Borax, Henna, Soda, Haschisch und viele andere. So hat das Morgenland uns viel Nützliches, aber auch den Alltag Verschönerndes gebracht. Wohin wir auch aufmerksam schauen und hören, spüren wir, wenn wir gewillt sind es anzuerkennen, die Spuren des Arabismus. So hat das Abendland bis heute vom Wissen und den Leistungen der Araber gezehrt.

Anmerkungen und Literatur

- (1) Neuburger, Max: Geschichte der Medizin. Bd. II. Stuttgart 1911; Sezgin, Fuat: Geschichte des arabischen Schrifttums. Bd. 3. Leiden 1970.
- (2) Meyerhof, Max: Über echte Schriften Galens, welche die Araber besaßen. In: Festschrift M. Neuburger gewidmet. Wien 1928, 257–260; Steinschneider, Moritz: Die arabischen Übersetzungen aus dem Griechischen, (Nachdr. Wiesbaden 1968).
- (3) Meyerhof, Max: Voraussetzungen und Anfänge der arabischen Heilmittellehre. In: Ciba Zeitschrift Nr. 85. Basel 1942, 2961–2969; Ullmann, Manfred: Die Medizin im Islam (Handbuch der Orientalistik, Suppl. 6, 1). Leiden 1970, 25.
- (4) Diepgen, Paul: Geschichte der Medizin. Bd. 1. Berlin 1949, 168; Lutz, Alfons: Der verschollene frühmittelalterliche Antidotarius magnus (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. N.F. 16). 1960, 108; Goltz, Dietlinde: Mittelalterliche Pharmazie und Medizin. (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, N.F. 44). Stuttgart 1976, 81 und 83.
- (5) Goltz, Dietlinde: Die Konservierung von Arzneimitteln und Arzneiformen in historischer Sicht. In: Pharmazeutische Zeitung 117 (1972) 428–435; Baader, Gerhard: Die Schule von Salerno. In: Medizin-historisches Journal. 13 (1968) 133.
- (6) Wiedemann, Eilhard: Über chemische Apparate bei den Arabern. In: Beiträge aus der Geschichte der Chemie. Leipzig 1909, 234–252; Lutz (1960) 98.
- (7) Hervorzuheben sind die Bemühungen des Bischofs Alfān von Salerno, der die Bedeutung der arabischen Werke erkannte; vgl. Goltz (1976) 46.
- (8) In der lateinischen Welt unter der Bezeichnung Liber pantegni oder Liber regius bekannt. Das 10. Kapitel des praktischen Teils dieses Werkes befaßt sich mit den Zusammengesetzten Arzneien (Aqrābādīn).

- (9) Unter der lateinischen Bezeichnung Viaticum oder Viaticum peregrinantis bekannt.
 (10) Bei Goltz (1976) als Faksimile.
 (11) Auch wenn diese Übersetzungen in geringem Umfang vorgenommen wurden, beeinflussten sie doch Gerbert von Aurillac, Hermann von Reichenau und im 11. Jh. die Schule von Lothringen; vgl. Schipperges, Heinrich: Die Assimilation der arabischen Medizin durch das lateinische Mittelalter (Sudhoffs Archiv, Beih. 3), Wiesbaden 1964.

- (12) Nicht nur Toledo, sondern auch Barcelona, später auch Cordoba und Sevilla wurden zu wichtigen Vermittlungspunkten der arabischen Literatur.
 (13) Abubetri Rhazae Moamethi ... opera exquisitoria, Basel: Henrichus Petri 1544, 450–482.
 (14) Abubetri Rhazae Moamethi ... opera exquisitoria. Basel: Henrichus Petri 1544, 546–559.
 (15) Liber de medicina ad Almansorem.

- (16) Liber divisionum.
 (17) Hein, Wolfgang-Hagen und Kurt Sappert: Die Medizinalordnung Friedrichs II. (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, N. F. 12), Eutin 1957.

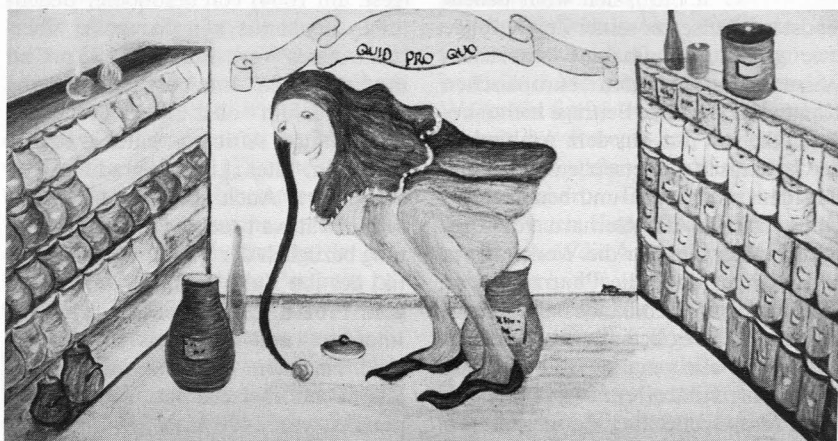
Anschrift des Verfassers:
 Alexander Baki
 Mecklenburger Straße 47
 D-6100 Darmstadt-Eberstadt

Till Eulenspiegel in der Apotheke zu Mölln

Diese zart-pastellfarbige Miniatur (15,0×7,5 cm) malte 1981 die Stuttgarterin Dory Menzer in Öl. Dabei handelt es sich um die Variation einer Eulenspiegel-Illustration von A. Paul Weber (abgebildet in dem von W.-H. Hein herausgegeben Bildband „Die Pharmazie in der Karikatur“, Frankfurt 1967).

Das Gold-Band über Eulenspiegel trägt die Inschrift „Quid pro quo“, ein jahrhundertealter Begriff für Arzneimitelaustausch. Hier allerdings in satirischer Auslegung: Till Eulenspiegel hatte vom Apotheker in Mölln, bei dem er nächtigte, ein starkes Purgativum erhalten. Als es gegen Morgen seine Wirkung tat, fand Eulenspiegel das Haus verschlossen, konnte also nicht in zeitgemäßer Manier seine Notdurft außerhalb verrichten. In seiner Not zweckentfremdet er ein Apothekengefäß mit den Worten: „Hie kam die artzney uß, da muß si wider yn; so verleurt der apotecker nit: ich kan doch sunst kein gelt geben.“

Das Bildchen hängt an der Rückwand eines von D. Menzer und ihrem Mann 1981 zu einer rustikalen Apotheke umgearbeiteten Kaufladens (vermutlich aus den 30er Jahren). phb



250 Jahre Trommsdorff und die Pharmazie

von Wolfgang Götz, Darmstadt*

Mit dem Kauf der Schwanen-Ring-Apotheke in Erfurt 1734 durch Hieronymus Jacob Trommsdorff (1708–1768) begann

die lange und fruchtbare Verbindung der Familie Trommsdorff mit der Entwicklung der Pharmazie.

Sein Enkel Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837) wird als einer der Väter der modernen wissenschaftlichen Pharmazie bezeichnet. Dazu haben vor allem die Begründung der ersten pharmazeutischen Fachzeitschrift, des „Journal der Pharmacie“, sowie des „chemisch-physikalisch und pharmaceutischen Instituts“ bei-

getragen, mit dem er den Grundstein für die Ausbildung der Apotheker und Chemiker im 19. Jahrhundert legte.

In der Arbeit werden daneben noch seine Bedeutung für die Entwicklung der Chemiegeschichtsschreibung, für die Verbesserung der Arzneimittelherstellung, als Vorläufer der Kosmetik-Chemiker, für die Verbesserung der Arzneibücher und für die Begründung einer berufsständischen Altersversorgung behandelt. Als wissenschaftliche Lei-

* Zusammenfassung zweier Vorträge, gehalten am 28. Februar 1984 bei der Leopoldina in Halle und bei einem Jubiläumstreffen der Familie Trommsdorff am 20. Mai 1984 in Laubach. Die Veröffentlichung ist Herrn Dr. Ernst Trommsdorff, Darmstadt, in Dankbarkeit zu seinem 80. Geburtstag gewidmet.

stungen werden die Entdeckung der Existenz sauerstofffreier Säuren und die der Baldriansäure genannt. Die Feier zu seinem 50jährigen Apotheker-Jubiläum wird kurz beschrieben als Beleg für die zeitgenössische Würdigung seines Werkes.

Mit Christian Wilhelm Hermann Trommsdorff (1811–1884) kommt die industrielle Komponente hinzu. Nach Ausbildung u. a. in Berlin und Darmstadt gründete er 1837 die Arzneimittelfabrik, die noch heute seinen Namen trägt.

1984 jäherten sich in seltener Dichte Daten, die Repräsentanten der Familie Trommsdorff mit der Entwicklung der deutschen Pharmazie verbinden. Da diese Verquickung vor allem jene Zeit betrifft, in der die Grundlagen für das heutige Apothekenwesen und die pharmazeutische Industrie geschaffen wur-

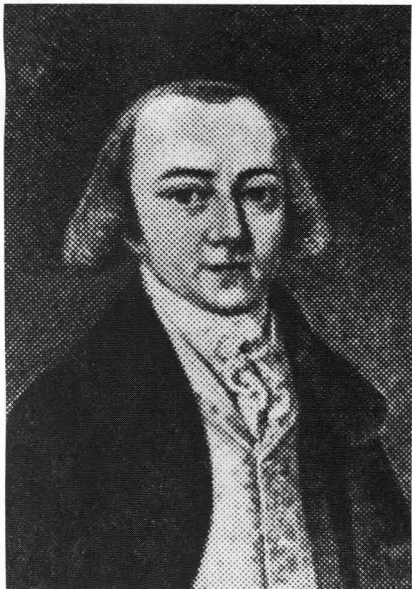


Abb. 1: Hieronymus Jacob Trommsdorff (siehe Anm. 2).

den, schien es lohnend, die handelnden Persönlichkeiten und diese Entwicklungslinien einmal in einer Übersicht zusammenzufassen.

Über Jahrhunderte waren die Trommsdorffs in Erfurt und Umgegend vor allem als Familie von Patriziern und Pastoren bekannt (1). Das änderte sich, nachdem 1734 mit Hieronymus Jacob Trommsdorff (1708–1768) (2) die Pharmazie in die Familie kam (3). Er verbrachte die Jahre seiner Apotheker-Lehre in der Mohren-Apotheke in Erfurt. Nach sechs Konditionsjahren, die ihn u. a. bis nach Frankfurt am Main führten, erwarb er 1734 die Schwanen-Ring-Apotheke in Erfurt und wurde unter die Erfurter Bürger aufgenommen. Nach seinem Tode ging die Apotheke in den Besitz seines Sohnes Wilhelm Bernhard Trommsdorff (1738–1782) über, der sie – er war selbst

Arzt – von Provisoren (4) betreiben ließ. Dies führte zu einem Niedergang des Geschäftes, den erst sein Sohn, der Enkel von Hieronymus Jacob, Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770 bis 1837) (5) wieder beheben konnte.

Joh. Barth. Trommsdorff begann seine pharmazeutische Ausbildung am 1. Oktober 1784 in der Hof-Apotheke in Weimar. Die drei Lehrjahre in einer der damaligen geistigen Metropolen Deutschlands hatten einen bleibenden Einfluß auf ihn. Obwohl er angestrengt körperlich arbeiten mußte – von morgens 6 Uhr bis abends 10, teils in der Apotheke, teils auf dem Kräuterboden oder in der Materialkammer, teils im Labor – fand er die Zeit für intensive Studien. In drei weiteren Jahren als Apothekergehilfe vervollkommnete er u. a. in Stettin (heute Szczecin/VR Polen) die Grundlagen für sein späteres Wirken. Als er 1790 nach Erfurt zurückkehren mußte, um die väterliche Apotheke zu übernehmen – der Stiefvater Johann Jacob Planer (6) war 1789 gestorben – konnte er bereits einige Publikationen, darunter ein „Kurzes Handbuch der Apothekerkunst“ (7) vorweisen.

Trotz seiner schwierigen familiären Situation – die Apotheke war hoch verschuldet, mehrere unmündige Geschwister waren zu versorgen – setzte Trommsdorff neben dem Apothekenbetrieb seine wissenschaftliche Arbeit fort. Als Anerkennung wurde der Autodidakt 1794 von der Erfurter Universität zum Dr. phil. promoviert, 1795 zum außerordentlichen Professor für Chemie ernannt. Im gleichen Jahr wählte die Kaiserliche Akademie der Naturfor-



Abb. 2: Ausschnitt aus einem Porträt von Nötzel [?] aus dem Jahre 1834, vermutlich ein Geschenk des Erfurter Gewerbevereins an Trommsdorff zum 1. Oktober 1834 (siehe auch Anm. 5).

scher Leopoldina ihn unter dem Namen Olympiodorus zum Mitglied (8). Daneben verstärkte Trommsdorff ab 1793 seine berufspolitischen Aktivitäten (9) beträchtlich.

In diesem Jahr begründete er sein „Journal der Pharmacie“ (10). Diese Zeitschrift ist in der Sekundärliteratur (11) ganz sicher zu Recht als eine von Trommsdorffs bleibenden Leistungen gewürdigt worden. Er begründete damit letztendlich die pharmazeutische Fachpresse. Seinerzeit ging es ihm jedoch vor allem darum, daß sich die Pharmazie weiterentwickelte vom Handwerkli-

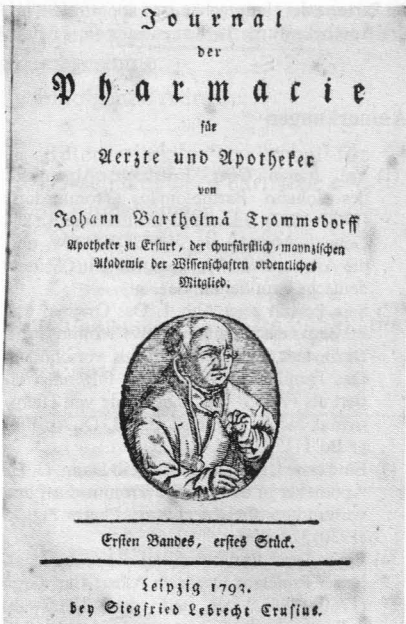


Abb. 3: Titelseiten des 1. Stückes bzw. 1. Bandes des Journals.



Abb. 4: Martha Trommsdorff als ältere Frau. Original Familienarchiv Trommsdorff, Darmstadt.

chen zur naturwissenschaftlichen Disziplin. Daß das Journal so lange erfolgreich erscheinen konnte – es wurde von Abonnenten in allen europäischen Ländern gehalten, berühmte Autoren, z. B. J. W. Döbereiner (1780–1849), lieferten regelmäßig Beiträge (12) – belegt deshalb auch den Erfolg, den Trommsdorffs Bemühungen um die Hebung des Niveaus der Pharmazie im allgemeinen hatten (13).

Bei diesen Bemühungen setzte Trommsdorff nicht nur auf die notwendige Einsicht der Herrschenden (14), sondern ergriff selbst weitere Initiativen (15). Die davon wichtigste war die Begründung seines „Chemisch-physikalisch und pharmaceutischen Instituts“.

Der Lehrbetrieb begann im November 1795 mit zunächst einem Schüler. Mehr als 300 (16) aus dem In- und Ausland sollten diesem bis zur Schließung der Bildungseinrichtung 1828 noch folgen.

Mit dieser Gründung glaubte Trommsdorff „einem Bedürfnis abhelfen zu können ... zur Bildung wissenschaftlicher Pharmaceuten ..., ja daß eine solche Anstalt selbst eine Vorschule für diejenigen werden könne, welche sich zu Geschäftsleuten, Künstlern, Fabrikanten, oder überhaupt zu Gewerbetreibenden bilden wollten. Mit einem Worte: es galt die Einführung der Naturwissenschaften ins Leben“ (17).

Neu war die Konzeption, nach der Trommsdorff die Ausbildung seiner Pensionäre betrieb, eine enge Verbindung von Theorie und Praxis (18). Von den Zeitgenossen wurde die Bedeutung dieser Konzeption sehr schnell erkannt.

So verglich der französische Chemiker Guyton de Morveau (1737–1816) in einer „Annonce“ (19), in der er Trommsdorffs Institut bekanntmachte, die Tatsache, daß Trommsdorffs Zöglinge ihre Analysen selbst ausführten und „mit ihren eigenen Händen“ arbeiteten, mit der Bedeutung des Anatomieunterrichts für Mediziner. Trommsdorffs Konzeption wurde später von Justus v. Liebig (1803–1873) für dessen Gießener Institut übernommen und damit Grundlage auch für die Ausbildung der Chemiker (20).

Als Resultat seiner Ausbildungsmethode konnte Trommsdorff immer wieder Arbeiten von Schülern in seinem Journal veröffentlichen (21). Diese Beiträge belegen auch, wie intensiv und individuell Trommsdorff jeden seiner Schüler betreute (22). Stellvertretend sei

hierfür die Beziehung zwischen ihm und Heinrich Emanuel Merck (1794 bis 1855) skizziert.

Der junge Merck verbrachte die Zeit von 1810 bis 1812 in Erfurt. In dieser Zeit entstand die Arbeit „Chemische Analyse des gemeinen Erdruchs (Fumaria officinalis Linn.)“ (23). Nachdem Merck Erfurt verlassen hatte, blieben Lehrer und Schüler in brieflicher Verbindung. In einem Schreiben vom 10. September 1821 bedankte sich Merck bei Trommsdorff für ein Porträt, das dieser ihm geschickt hatte, mit den Worten: „Der Anblick deßelben wird mir stets das Andenken meines verehrten Lehrers und Gönners erneuern, und aufs neue Gefühle der Liebe und Dankbarkeit in mir erwecken, welche ich durch Worte nicht ausdrücken kann“ (24).

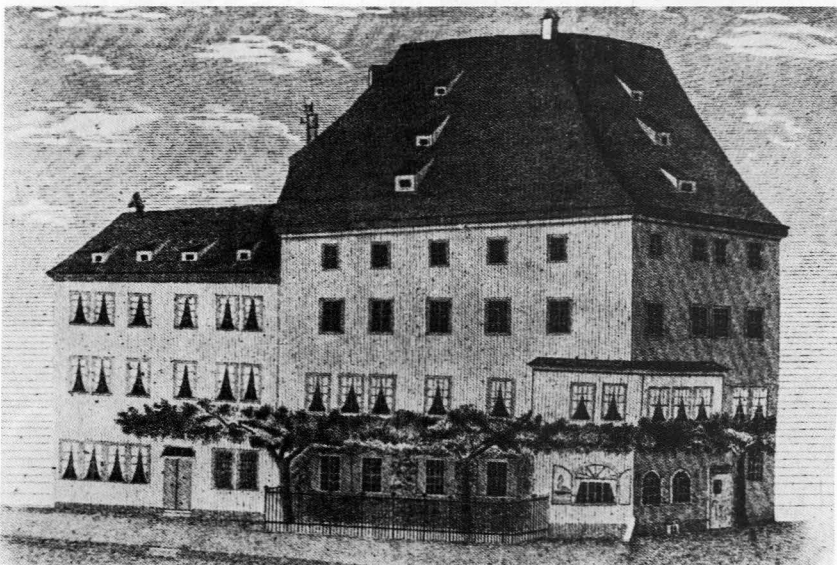


Abb. 5: Die ehemalige Schwanen-Ring-Apotheke zu Erfurt mit dem Anbau für die Pensionäre. Im Parterre des Hauptgebäudes Laboratorien, im Parterre des Anbaues zwei Kollegienstuben. Die Apotheke wurde 1878 zugunsten eines neuen Hauptpostgebäudes abgebrochen.

Anmerkungen

- (1) Vgl. hierzu Götz, Friedrich: Ahnenliste des Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837). Ekkehard (Mitteilungsbl. Dt. Geneal. Abende), Jgg. 13, S. 167–168, und die Arbeiten von Wolfgang Billig in „Mitteldeutsche Familienkunde“.
- (2) Sein Porträt zeigt Abb. 1. Das Original war im Besitz des Familienarchivs Trommsdorff, Darmstadt, und gilt heute als verschollen. Das Familienarchiv wird im folgenden zitiert als FATr. – Zur Biographie von Hieronymus Jacob Trommsdorff vgl. Dt. Ap. Biogr. Bd. I (1975) 692.
- (3) Eine erste Übersicht hierzu gab Dann, G. E.: Apotheker in der Familie Trommsdorff und verwandten Geschlechtern. Pharm.Ztg. 75 (1930) 327–330.
- (4) Einer dieser Provisoren war der spätere Halenser Professor Friedrich Albert Carl Gren (1760–1798), der auf die Berufswahl J. B. Trommsdorffs entscheidenden Einfluß hatte.

- (5) Das Original des in Abb. 2 gezeigten Porträts hängt im Deutschen Apotheken-Museum, Heidelberg. Eine Kopie befindet sich im FATr. Zu Trommsdorffs Biographie vgl. die Beiträge von H. R. Abe u. a. in Beitr. z. Geschichte d. Univ. Erfurt H. 16 (1971/72) und Götz, Wolfgang: Zu Leben und Werk von Johann Bartholomäus Trommsdorff. Darstellung anhand bisher unveröffentlichten Archivmaterials. Würzburg 1977.
- (6) Joh. Jacob Planer (1743–1789) war Professor der Medizin, Chemie und Botanik an der Erfurter Universität. Er hatte am 5. Oktober 1787 die verwitwete Mutter Joh. Barth. Trommsdorffs geheiratet.
- (7) Erschienen 1790. Eine ausführliche Bibliographie zu J. B. Trommsdorff ist in Vorbereitung als Veröffentlichung der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie.
- (8) Insgesamt wurden ihm rund 50 Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Gesellschaften verliehen.
- (9) Auf diesen wird entsprechend der Zielsetzung der „Beiträge“ das Schwergewicht der

- Arbeit liegen. Wo möglich wird – vor allem in den Anmerkungen – auch auf andere Aktivitäten eingegangen, um zumindest anzudeuten, wie vielfältig das Lebenswerk J. B. Trommsdorffs ist.
- (10) Die Titelseite des 1. Stückes und das Deckblatt des 1. Bandes zeigt Abb. 3. – Die Zeitschrift erschien bis 1834, ab 1817 unter dem Titel „Neues Journal der Pharmacie“. Danach ging sie in den „Annalen der Pharmacie“ auf, auf deren Titelseite sie noch bis 1850 mitgezählt wurde.
- (11) Vgl. z. B. Harff, Horst: Die Entwicklung der deutschen chemischen Fachzeitschrift. Berlin 1941 und Kuhlen, F. J.: Entwicklungsgeschichte der Fachzeitschriften. Apotheker Journal 1984, H. 2, S. 10–21, hier S. 12.
- (12) Eine komplette Erfassung des Inhalts erstellte Frau Gaumnitz. Das Manuskript befindet sich im Archiv der Leopoldina. Stichproben haben gezeigt, daß auch Trommsdorffs Arbeiten in vielen ausländischen Fachblättern, z. B. den „Annales de chimie“, dem „Journal de pharmacie“ etc. zitiert wurden.
- (13) Diese Entwicklung läßt sich auch am Schicksal des „Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker“ ablesen. Gegründet hatte den „Almanach“ 1780 Johann Friedrich Aug. Götting (1755 bis 1809). Chr. Friedrich Bucholz (1770 bis 1818) führte ihn ab 1803 bis zu seinem Tod weiter. Den Jahrgang 1819 edierte Rudolph Brandes, Trommsdorff übernahm die Herausgabe von 1820 bis 1829. In diesem Jahr stellte er mit dem 50. Band die Publikation mit folgender Begründung ein: „Das Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker ... ist, nachdem es 50 Jahre lang fortgesetzt worden, als nicht mehr zeitgemäß aufgegeben worden“; vgl. auch Götz (1977) 48 u. 121–123.
- (14) Vgl. hierzu Götz, Wolfgang: Zum Verhältnis zwischen Pharmazie und Staat. Ein Beitrag anhand der Diskussionen und Vorschläge zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Pharmaz. Ztg. 128 (1983) 2328–2337.
- (15) Hierzu gehört auch sein 1798 publizierter Vorschlag „Eine Gesellschaft sachkundiger Männer, praktischer Chemisten und Pharmaceuten“ sollte sich vereinigen, um „alle neue pharmaceutisch-chemische Entdeckungen auf dem Wege der Erfahrung zu prüfen“. In TJP 5 (1798) 2: 367–369, hier S. 368. – Diese Anregung wurde praktisch erst mit der wissenschaftlichen Arbeit realisiert, die im Apothekerverein ab 1820 geleistet wurde; vgl. hierzu Hoff, Norbert: Pharmazeutische Vereine und Gesellschaften von 1774 bis 1872. Diss. Marburg 1975, hier S. 111–144.
- (16) Vgl. hierzu Abe, Horst Rudolf: Die Schüler des Trommsdorffschen Instituts in Erfurt (1795–1828). In Beitr. z. Geschichte d. Univ. Erfurt H. 16 (1971/72) 263–294, und die Ergänzungen aufgrund der Korrespondenzauswertung durch Götz (1977) 37.
- (17) Aus der autobiographischen Notiz Trommsdorffs „Aus meinem Leben“. Das 8 Seiten umfassende Original befindet sich im FATr; das Zitat ist auf S. 6. – Eingeleitet und kommentiert von H. R. Abe, wurde der Text publiziert in Leopoldina, Mitteilungen der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Reihe 3. 19 (1973) Halle 1975, S. 178–200. Trommsdorffs Hoffnung, auch Gewerbetreibende an seinem Institut auszubilden, erfüllte sich nur sehr begrenzt. Deshalb unterrichtete er diese zunächst weiter im Rahmen der Universität und später im Erfurter Gewerbeverein. Einem Institut für Färber, das er 1812 gründete, war nur kurze Dauer beschieden. Die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse war auch das Ziel der „Monatsschrift zur Aufklärung für den Bürger und Landmann“, die Trommsdorff 1795 begründete, aber bereits Ende 1796 wieder einstellen mußte; vgl. hierzu Götz (1977) 39–41 und 96–115.
- (18) Unter dem Titel „Methode, junge Leute zu brauchbaren Apothekern zu erziehen“ hatte er diese Konzeption bereits 1793 veröffentlicht in TJP 1 (1793) 1: 29–39; vgl. hierzu auch Pohl, Dieter: Zur Geschichte der pharmazeutischen Privat Institute in Deutschland von 1779–1873. Diss. rer. nat. Marburg 1972, hier S. 38–69.
- (19) Ann. chim. 22 (1797) 81–82.
- (20) Vgl. hierzu Götz, Wolfgang: Die Bedeutung Johann Bartholomäus Trommsdorffs für die Entwicklung der Chemie in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In „Perspektiven der Pharmaziegeschichte“. Festschrift für Rudolf Schmitz. Hrsg. Peter Dilg. Graz 1983, hier S. 97–112.
- (21) Darunter befinden sich auch Arbeiten von Otto Unverdorben (1806–1873), dem Begründer der Harzchemie.
- (22) Ganz wesentlichen Anteil an der menschlichen Beziehung zwischen der Familie Trommsdorff und den Pensionären hatte Trommsdorffs Frau Martha (s. Abb. 4), die er 1797 geheiratet hatte. Über die ausgesprochen glückliche Ehe schrieb Trommsdorff 1836: „Liebe, ohne alle Nebenabsichten, stiftete diese Verbindung, die höchst glücklich ausgefallen ist. Der gütige Gott hat mir eine Gefährtin beschert, die eine der edelsten ihres Geschlechtes ist, die ich wie eine Heilige liebe und verehere. Ach, sie hat viel Geduld mit mir gehabt“; s. „Aus meinem Leben“, S. 5.
- (23) Erschienen in TJP 20 (1811) 2: 16–29. Merck arbeitete auch an Trommsdorffs Versuchen zur Gewinnung von Waidindigo mit. Vgl. hierzu und zur Biographie Mercks generell Löw, Carl: Heinrich Emanuel Merck. E. Merck, Darmstadt 1951.
- (24) Die gesamte Korrespondenz, die bis 1835 erhalten ist, ist aufgelistet bei Götz (1977) 271. Sie wird im Rahmen der in Vorbereitung befindlichen Briefedition veröffentlicht. Zum Aufenthalt von Trommsdorffs Sohn Hermann bei Merck vgl. Anm. 73 u. 74.

(Wird fortgesetzt)

Anschrift des Verfassers:
Dr. Wolfgang Götz
Stauffenbergstraße 75
6100 Darmstadt



Wenn Ihnen die Geschichte unseres Berufes nicht völlig gleichgültig ist, Sie darüber hinaus an den regelmäßigen Publikationen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie interessiert sind und Ihnen das rund 4,60 DM im Monat (55,- DM im Jahr) wert ist, dann werden Sie doch Mitglied in der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. (Der Beitrag ist übrigens steuerlich absetzbar.)

Auf unseren regionalen und überregionalen Vortragsveranstaltungen und Kongressen hören Sie nicht nur interessante Beiträge, sondern treffen auch zahlreiche Gleichgesinnte.

Für Ihre Anmeldung* wenden Sie sich bitte an folgende Adresse:

Internationale Gesellschaft für
Geschichte der Pharmazie e.V.
– Anmeldungen –
Ostendstraße 72
7000 Stuttgart 1

* Als „Bonbon“ erhalten Sie nach Ihrer Anmeldung gratis die letzte Publikation der Gesellschaft.

Name

evtl. Apotheke

Straße

PLZ / Ort

MITTEILUNGEN

für die Mitglieder der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie – International Society for the History of Pharmacy

Postanschrift: Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V., Geschäftsstelle,

Apotheker Dr. Gerald Schröder, D-2800 Bremen, Graf-Moltke-Straße 46

Postscheckkonto: Hamburg 358034-208, Dr. Gerald Schröder, Bremen

Auszeichnungen

Im Nachgang zu unserem Bericht über die Verleihung der Schelenz-Plakette an Frau Prof. Dr. Dr. Dietlinde Goltz anlässlich der letztjährigen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie in Mainz (s. „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“ 1984, Nr. 24, S. 27/211) veröffentlichen wir nachstehend satzungsgemäß den Wortlaut des Begleitbriefes zur Verleihungs-urkunde:

Sehr geehrte Frau Dr. Goltz!

Die Schelenz-Kommission hat einstimmig beschlossen, Ihnen die

Schelenz-Plakette (1984)

zu verleihen.

Dadurch soll eine Wissenschaftlerin geehrt werden, die als Apothekerin und Ärztin die Geschichte beider Disziplinen nicht nur in ihrer ganzen Breite beherrscht, sondern die gerade für schwer zugängliche Bereiche dieser Wissenschaften Grundlegendes zu leisten imstande ist, wie Ihre Promotionsarbeit über Mineralnamen in Pharmazie, Chemie und Medizin von den Anfängen bis Paracelsus, Ihre Habilitationsschrift über altorientalische und griechische Heilkunde / Therapie – Arzneibereitung – Rezeptstruktur / und Ihr Beitrag zu den Veröffentlichungen unserer Gesellschaft / Band 44 / über Mittelalterliche Pharmazie und Medizin am Beispiel des Antidotarium Nicolai bewiesen haben.

Die Kommission gratuliert auf das herzlichste und ist sicher, daß auch künftige Arbeiten der Pharmaziegeschichte und unserer Gesellschaft zugute kommen werden.

Mitglieder der Kommission:

E. Bockhorn-Vonderbank geb. Schelenz, Deutschland

Prof. Dr. W.-H. Hein, Deutschland

Doz. Dr. D. A. Wittop Koning,

Niederlande

Prof. Dr. K. Zalai, Vorsitzender der Schelenz-Kommission

Prof. Dr. K. Ganzinger, Österreich

Prof. Dr. W. Schneider, Deutschland

Die spanische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, SEHF (Sociedad Espanola de Historia de la Farmacia), unter ihrem Präsidenten Prof. Dr. Folch Jou, verlieh die „Medalla Rafael Folch Andreu“ an Prof. Dr. Wolfgang Schneider, Braunschweig.

Es handelt sich hierbei um eine Halbr reliefbronze, die das Gesicht des spanischen Pharmaziehistorikers Prof. Dr. Rafael Folch Andreu (Montblanche/Tarragona 1881–1960 Madrid), des Vaters des dortigen Pharmaziehistorikers und Präsidenten der SEHF, und auf der Rückseite eine Symbolfigur der Pharmazie zeigt. Prof. Dr. Rafael Folch war der Begründer des Lehrstuhls für Pharmaziegeschichte an der Universität Madrid und Gründer des dortigen Museo de la Farmacie Hispana. Die „Medalla“ wurde ihm zu Ehren 1981 gestiftet und bisher nur einmal verliehen, und zwar an den spanischen Medizinhistoriker Pedro Lain Entralgo.

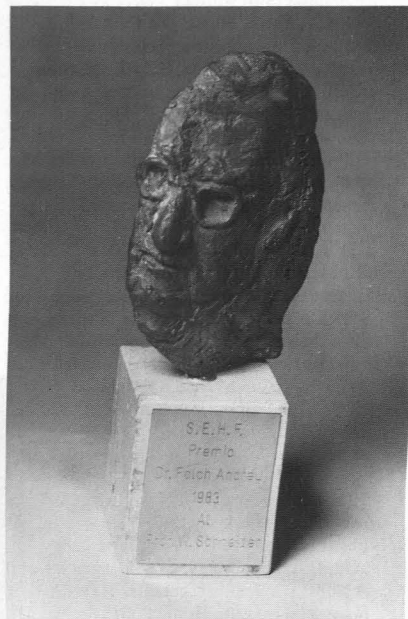
Die Verleihung an Professor Schneider erfolgte in Würdigung seiner Tätigkeit als langjähriger Präsident der IGGP, als Hochschullehrer in Braunschweig für Pharmazie- und Chemiegeschichte und dabei als Betreuer zahlreicher Doktoranden sowie als Autor wichtiger Bücher; darunter die „Geschichte der Pharmazeutischen Chemie“ (Verlag Chemie Weinheim 1972), die im Madrider Institut für Pharmaziegeschichte ins Spanische übersetzt worden ist.

*

Prof. Dr. med. Dres. h. c. Heinz Goerke, Sträuberstr. 11, 8000 München 71 (Solln), Professor für Geschichte der Medizin der Universität München, wurde mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse ausgezeichnet.

Promotionen

Im Fachbereich Pharmazie und Lebensmittelchemie der Philipps-Universität Marburg wurden im Fach Geschichte der Pharmazie zum Dr. rer. nat. promoviert:



Die Vorderseite der „Medalla Rafael Folch Andreu“ zeigt das Gesicht des spanischen Pharmaziehistorikers.

Apotheker Thomas Haug, Besitzer der Haidach-Apotheke, 7530 Pforzheim, mit der Dissertation „Friedrich August Flückiger (1828–1894), Leben und Werk“.

Apothekerin Christine Schwarz mit der Arbeit „Genossenschaftliche Selbsthilfe von Apothekern am Beispiel der Stada“. Die Arbeiten standen unter Leitung von Prof. Dr. R. Schmitz.

Neue Mitglieder

Susanne Babucke, Gemeindehof 8,
3380 Goslar

Hedwig Gomm, Markgräfl. Badische Hofapotheke, 7777 Salem

Jürgen Holsten, Fleetstraße 12,
2800 Bremen

Almut Lanz, Stettinstraße 27,
3300 Braunschweig

Aage Marcher, Istedgades Apotek,
Istedgade 130, 1650 Kobenhavn V

Lydia Mez, Sandreuter Weg 42,
CH-4125 Riehen